

Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen

Vor 300 Jahren, am 17. August 1676 starb der berühmte Romancier
des Dreißigjährigen Deutschen Krieges

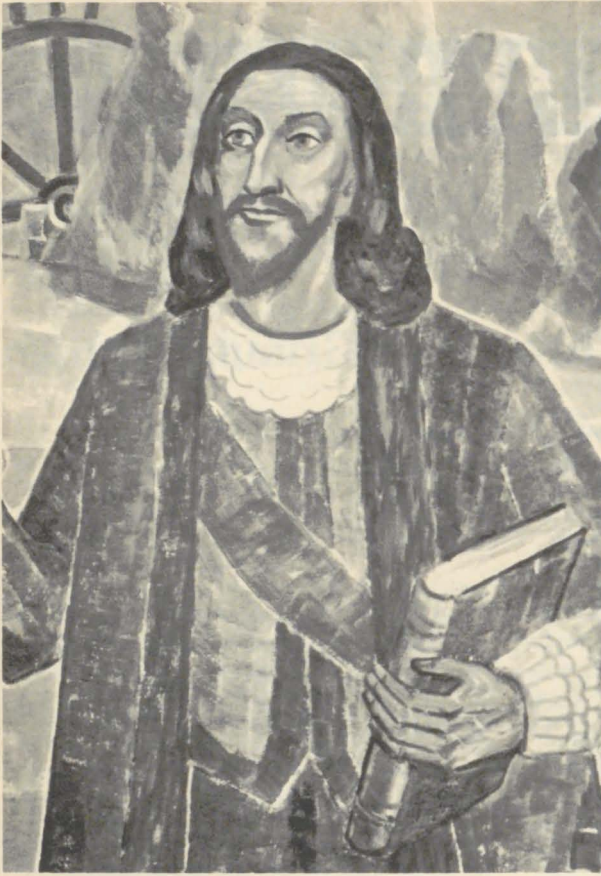
Robert Pfaff-Giesberg, Wilhelmsfeld, Krs. Heidelberg

In der noch einigermaßen heilen und überschaubaren Welt vor den großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts war man versucht, jenen dreißigjährigen Krieg, der vom Jahre 1618 bis zum Jahre 1648 Deutschland, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, verheerte und in seiner gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Substanz zu tiefst erschütterte, als Inbegriff allen Unheils und aller Barbarei anzusehen. Die Schrecknisse, die religiösen Zwistigkeiten, die schließlich ganz Europa beunruhigenden dynastischen Querelen von damals blieben tief im Bewußtsein der Menschen haften, obwohl den wunderbarsten technischen und zivilisatorischen Errungenschaften zum Trotz Bestialitäten schlimmster Art heute auch uns keineswegs erspart werden. Über die Vorgänge und Zustände während des Dreißigjährigen Krieges sind wir recht eingehend unterrichtet. Es gab im 17. Jahrhundert bereits ein ansehnliches Nachrichten- und Pressewesen, es gab Berichterstatter, Chronisten, Illustratoren und Künstler, die sich mit dem spektakulären Geschehen beschäftigten, die Ereignisse aufzeichneten und sie je nach ihrer weltanschaulichen und politischen Einstellung in Zeitungen, Tagebüchern, Briefen, Relatio-

nen, Poemen kommentierten. Man wird an Matthäus Merian denken, der in seinen Verlagen zu Basel und Frankfurt zusammen mit seinem Sohn zeitgeschichtliche und topographische Bilder veröffentlichte, die uns die historischen Geschehnisse, Städte, Landschaften und Persönlichkeiten jener Tage mit fotografischer Genauigkeit überlieferten, oder an den lothringischen Kupferstecher Jacques Callot, der die Greuel des Krieges mit grausamer Realistik wie in einem Dokumentarfilm zeigte, und man wird immer wieder den Namen jenes benedeten Schriftstellers und Dichters nennen, der die wildbewegte Szenerie der düsteren Zeit aus eigenstem Erleben ergreifend zu schildern wußte: Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen.

Im Jahresband 1935 der Badischen Heimat „Offenburg und die Ortenau“ hat Hermann Eris Busse in seiner Abhandlung „Der unsterbliche Grimmelshausen“ schon einmal des großen Romanciers gedacht.

Von den Werken Grimmelshausens sind vor allem die sogenannten simplizianischen Schriften klassische Glanzstücke der Literatur: das einzigartige, großangelegte, hochdramatische Sittemgemälde, die „Abenteuer des Simplicius



Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen. Teilstück aus dem Triptychon im Rathaussaal der Grimmelshausenstadt Renchen.

Wandfresko (13 × 3.80 m) von Peter Valentin, Offenburg

Simplizissimus“, die mehr novellenartige Erzählung von der „Landstörzerin Courage“ und die bewegte Geschichte des „Seltsamen Springinsfeld“. Man hat sie als Denkmäler deutschen Schrifttums neben Wolfram von Eschenbachs Parzifallegende und Goethes Faust-Tragödie gestellt, den merkwürdigen Schlußteil des Simplizissimus-Romans wohl auch als die erste Robinsonade bezeichnet, die wir in der deutschen Sprache besitzen. Von einigen Front- und Schützengrabenromanen des Ersten Weltkriegs abgesehen, hat sicher keine Epoche der abendländischen Kriegsgeschichte zeitgenössische Interpretationen solchen Ranges aufzuweisen wie hier der Krieg des 17. Jahrhunderts durch Hans

Christoph von Grimmelshausen. Noch immer sind denn auch die simplizianischen Schriften so etwas wie Bestseller, die in zeitgemäß gestalteten Ausgaben stets von neuem breite Leserschichten finden. Auch die Zahl der wissenschaftlich bearbeiteten und kommentierten Nachdrucke ist groß. Wir bewundern das großzügige „leben und leben lassen“, die freie und dabei doch auch loyale ja konservative Einstellung Grimmelshausens in vielen moralischen und religiösen Fragen. Früher hat freilich der oft derbe volkstümliche Humor, die Unbekümmertheit, mit der der Dichter über die schockierendsten Dinge plaudert, da und dort Anstoß erregt. Die alle Tabus ignorierende Na-

türlichkeit des „Gelnhuser“ wollte vor allem nicht in das Schema der Schulzen passen, die man im 18. und 19. Jahrhundert so gerne als gehobene Romanliteratur anzusehen pflegte.

Eine Zeit lang schien der ganze Umfang von Grimmelshausens Schaffen fast in Vergessenheit geraten zu sein, da seine Schriften zunächst, einer beliebten Gewohnheit des 17. Jahrhunderts zufolge, unter Verschlüsselung des Verfassernamens durch Wortspielereien, Charaden und Pseudonyme erschienen waren. So stand etwa statt Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen auf den Titelkupfern zu lesen: German Schleifheim von Sulsfort, Samuel Greifensohn von Hirschfeld, Melchior Sternfels von Fuchsheim. Noch immer nicht restlos zu verfolgen ist auch sein Lebenslauf. Vom fehlenden Geburtsdatum und manchen Einzelheiten des Werdegangs abgesehen, ist vor allem die Frage offen, wie Grimmelshausen eigentlich zu seiner umfassenden, von ungewöhnlicher Belesenheit zeugenden Bildung gekommen ist.

Johann Jakob Christoph – auch Christoffel – von Grimmelshausen wurde zwischen 1621 und 1624 – der erste wenn nicht sogar ein noch weit früherer Termin scheinen mir am wahrscheinlichsten – zu Gelnhausen an der hessischen Kinzig als Sohn eines Bäckermeisters angeblich patrizischen Standes geboren. Wie weit der Familienname Grimmelshausen authentisch ist, steht dahin. Als Bub bereits geriet er in die Klauen der Kriegsfurie, verlor – wie dergleichen im Zweiten Weltkrieg wieder so oft der Fall war – Eltern und Heimat und zog als Trößjunge erst mit schwedischen, dann mit kaiserlichen und ligistischen Regimentern durch Deutschland. Auch angrenzende Länder wie Frankreich und die Schweiz muß er kennen gelernt haben. Die Wechselfälle und Entbehrungen der Feldzüge, die wüsten Gelage in den Lagern und Quartieren, die Plünderungen, Schlachten, Scharmützel und Belagerungen, die er so drastisch darstellt, hat er ohne Zweifel ausgiebig miterlebt, mitgenossen, mitgelitten. Als Musketier, Dragoner, Freireiter und später, wie man einer Stelle im Simplicissimus entnehmen könnte,

auch als Offizier tat er Dienst. Er muß dabei das Glück gehabt haben, inmitten des rohen Soldatendaseins geistig hochstehende Freunde und Kameraden zu finden wie etwa den „Herzbruder“, dem er ein so liebevolles Gedenken widmet, oder jenen gelehrten, offenbar schizophrenen ehemaligen Schulprofessor „Jove“, scherzhaft „Gott Jupiter“ genannt, dessen teils scharfsinnige, teils ziemlich verrückte Gespräche im dritten Buch des Simplicissimus ausführlich erzählt werden. Auch zu Büchern und Bibliotheken muß Grimmelshausen Zugang gehabt haben. Er kann Latein, Französisch, spielt die Laute. In den kümmerlichen Lagerschulen kann er das alles nicht gelernt haben. Über die Zeitereignisse und die Daten des Kriegsverlaufs weiß er genau Bescheid. Unerschöpfliche kulturgeschichtliche Quellen sind seine ausgezeichneten Beobachtungen und Schilderungen der Verhältnisse, Anschauungen und Bräuche sowohl beim Militär wie im bürgerlichen Alltag. Die aus späteren Jahren vorhandenen Briefe und Urkunden von seiner Hand zeigen in Schrift und Form auch treffliche verwaltungstechnische und juristische Kenntnisse und Erfahrungen. In den letzten Jahren des Krieges wird Grimmelshausen Regimentssekretär des kaiserlichen Stadtkommandanten von Offenburg, des Obersten Hans Reinhard von Schauenburg. Von da an ist sein Weg genauer zu verfolgen. Er bewährt sich aufs Beste. Er wird gelegentlich in andere Garnisonen abkommandiert. Im Jahre 1649 heiratet er in Offenburg die Tochter des angesehenen Wachtmeisterleutnants Henninger. Nach der Demobilisierung bewog Oberst Schauenburg seinen vielgewandten Sekretär mit ihm als Schaffner oder Amtmann auf seine Güter in der Ortenau zu gehen. Im Zivilleben zeigt sich der alte Landsknecht offenbar ebenso tüchtig wie bei der Armee. Nicht immer war er allerdings ein ganz bequemer Untergebener. Zuweilen muß ihm das Temperament durchgegangen sein. Er trieb nebenbei Pferdehandel. Dann erwarb er in den Vorbergen des Schwarzwalds Grundbesitz und führte eine Weile eine Gastwirtschaft, den „Sil-

bernen Stern“, in Gaisbach bei Oberkirch. Hier, unweit des zweiten Kinzigflusses in seinem Dasein, konnte er nun seine schriftstellerischen Arbeiten fördern. Die Beschreibung der ihm lieb gewordenen neuen Heimat ist im schon genannten Jahrbuch der Badischen Heimat 1935 wiedergegeben: „Ich wohnte auf einem hohen Gebürg / die Moss genannt / so ein Stück vom Schwarzwald und überall mit einem finsternen Dannen-Wald überwachsen ist / von demselben hatte ich ein schönes Ansehen gegen Aufgang in das Oppenauer Thal und dessen Neben-Zinken / gegen Mittag in das Kintzinger Thal und die Graffschaft Geroltzack / allwo dasselbe hohe Schloss zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat wie der König in einem aufgesetzten Kegel-Spiel / gegen Niedergang konnte ich das ober und unter-Elsass übersehen / gegen Mitternacht der nidern Marggrafschaft Baden zu / den Rheinstrom hinunter / in welcher Gegend die Stadt Strassburg mit ihrem hohen Münster-Thurn gleichsam wie das Hertz / mitten mit einem Leib beschlossen / hervor pranget.“

Nachdem Grimmelshausen im Jahre 1667 als Schultheiß in das dem Bischof von Straßburg gehörige Amtsstädtchen Renchen berufen worden war – vermutlich durch Vermittlung seines Schwiegervaters – setzte er trotz vieler neuer Verpflichtungen und einer groß gewordenen Familie die literarische Tätigkeit mit Eifer fort. Nun wurde nach den Aufzeichnungen aus der Kriegszeit und den Gaisbacher Jahren sein Hauptwerk, der *Simplizissimus*-Roman endgültig vollendet. In fünf Bücher aufgeteilt, erschien er unter dem Titel: „Der Abenteuerliche *Simplizissimus* Teutsch, das ist: die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welchergestalt er nämlich in diese Welt kommen, was er darin gesehen, gelernet, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittiert. Überaus lustig und männiglich nützlich zu lesen. An Tag geben von German Schleifheim von Sulstfort. Mompelgard, bei Johann Fillion. 1669.“ Ein sechstes

Buch die „*Continuatio*“ der *Simplizissimus*-Erlebnisse kam 1671, wiederum bei Fillion, heraus. Als die fünf ersten Bücher auf der Herbstmesse in Frankfurt vorlagen, müssen sie sogleich großes Aufsehen erregt haben. Bald schon kamen echte wie unechte Nachdrucke auf den Markt. Bereits 1670 war noch ein weiteres Werk aus der Feder des bischöflichen Schultheißen von Renchen erschienen, die „Geschichte der Landstörzerin *Courage*“, eine Erzählung von den Schicksalen einer Frau in den Wirren des großen Krieges. Die Heldin ist eine bunt schillernde vitale Gestalt, die schon im *Simplizissimus* aufgetreten war, ein schönes böhmisches Mädchen, das frühreif als kokettes Soldatenliebchen, als Offiziersgattin, als Amazone, Marketenderin, Kupplerin, dann als heruntergekommene Lagerdirne, schließlich als Anführerin einer Zigeunerbande durch die Lande geistert. Bertolt Brecht hat in einer dramatischen Dichtung dieser „*Mutter Courage*“ erneut Aktualität verliehen. Man sollte aber nicht versäumen, die „*Courage*“ Grimmelshausens in-möglichst ungekürzter Form zur Hand zu nehmen! Es ist ein wahrhaft erschütterndes Buch. Der dritte der simplizianischen *Kriegsromane* liegt ebenfalls 1670 vor: „Der *Seltame Springinsfeld*“, der wiederum unter langem Titel eine wild bewegte, für die Geschehnisse im großen Krieg ungemein charakteristische Geschichte zum besten gibt, den Lebenslauf eines auch schon im *Simplizissimus*-Roman und vor allem in der „*Courage*“ vorkommenden liederlichen Kumpans, eines Soldaten und Tunichtguts, an dem, anders als beim gutartigen und besinnlichen *Simplizius* alle Mahnungen zum Besseren zu Schanden werden. Der *Springinsfeld* ist in der Gestaltung lockerer, weitschweifiger, gespickt mit vielen tollen Episoden, im ganzen sicher nach unserem Geschmack weniger mitreißend wie der *Simplizissimus* oder die *Courage*, kulturgeschichtlich indes von nicht weniger großer Bedeutung. Im Jahre 1672 erscheint als ein neuer *Grimmelshausen* der Roman „*Das wunderbarliche Vogelnest*“. Er wird manchmal noch den sim-

plizianischen Schriften zugerechnet, da er sich mit den Nachkriegsschicksalen verschiedener Gestalten aus den Kriegsromanen befaßt. Er holt breit aus, ist nicht so dramatisch und tragisch bewegt, trägt schon die Züge einer friedlicheren Umwelt. Dies macht ihn jedoch für den Historiker keineswegs uninteressant. Die Vielseitigkeit und Schaffensfreude des bürgerlich gewordenen Grimmelshausen zeigt sich weiterhin in zahlreichen anderen Schriften. Es gibt da die modischen Gesellschaftsromane „Dietwald und Amelinde“, „Das Ratstübel Plutonis“, „Proximus und Lympida“, die allerdings den Rang der simplizianischen Schriften bei weitem nicht erreichen. Weiter stammen von Grimmelshausen Volkserzählungen und Essays in der Art des Hebel'schen Schatzkästleins. Es gibt die gern gelesenen Geschichten des „Ewigwährenden Kalenders“ und des „Wundergeschichtenkalenders“ und eine Menge von Anekdoten, Schwänken, Sprüchen und Gedichten, zu welch letzteren wohl auch das liebenswürdige, immer wieder abgedruckte „Lied der Nachtigall“ gehört. Wertvolle Anregungen für sein unentwegtes schriftstellerisches Wirken dürfte Grimmelshausen in Renchen durch seine Kontakte mit Straßburg empfangen haben. Er scheint dort außer mit Verlegern und Druckern auch in der Sprachgesellschaft „Von der Tannen“ verkehrt zu haben. Im übrigen fertigte er als Beamter neben dienstlichen Schriftstücken und Betriebsanweisungen eine Mühlenordnung an. Zu Reichtum brachte er es nicht. Aber seine neun Kinder konnte er gut erziehen und versorgen.

Bei den wiederholten Einfällen französischer Truppen in die deutschen Landschaften am Oberrhein in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts setzte sich Grimmelshausen selbstlos und tatkräftig für die Linderung der Nöte der vom dreißigjährigen Unheil noch kaum erholten Bevölkerung ein. Er soll sogar nochmals als erfahrener Kriegsmann zu den Waffen gegriffen haben. Die Strapazen, denen er sich dabei aussetzte, sollen Schuld daran sein, daß er einen so frühen Tod fand. Er starb, kaum 60 Jahre alt,

am 17. August 1676 zu Renchen, ein Jahr ungefähr, nachdem der gefürchtete französische Marschall Turenne, dem die Übergriffe und Plünderungen in der Ortenau hauptsächlich zur Last gelegt wurden, unweit von Renchen bei Sasbach gefallen war. Ihrem berühmten Schultheißer hat die Stadt Renchen vor hundert Jahren, 1876, ein Denkmal errichtet.

Grimmelshausen wird als hochgewachsener kraftvoller Mann geschildert, sommersprossig und rothaarig. Freundlichkeit und schalkhafter Witz werden ihm nachgerühmt. Im Simplizissimus sagt er: „Es hat mir wollen behagen mit Lachen die Wahrheit zu sagen.“ Die hat er oft recht derb gesagt. Wo er Unrecht sah, konnte er zuweilen handfest grob werden. Als genialisch freier Geist hat er manchen Anstoß erregt. Der aus dem Dunkel des großen Krieges gekommene alte Landsknecht erwies sich als ein Vorläufer der Aufklärungszeit, wenn er in einer Welt voller konfessioneller Vorurteile, scheinheiliger Moral und ungemein wichtig genommener Standesunterschiede ungewöhnlich weitherzig von kirchlichen und politischen Einnigungsideen schwärmte und allgemein verbreitete abergläubische Bräuche ironisierte. Grimmelshausen-Weisheit macht auch heute noch nachdenklich. So, wenn er seinen Simplizius zum närrischen Schulprofessor Jove, der darüber nachsinnt, wie er die lasterhafte Menschheit zum Guten bekehren könne, sagen läßt: „Ach Jupiter! Deine Mühe und Arbeit wird, wie ich besorge, in allen Dingen umsonst sein, wenn du nicht wiederum, wie ehemals die Welt mit einer Sintflut oder gar mit Feuer heimsuchst. Denn schickst du einen Krieg, so laufen alle bösen und verwegenen Buben mit, welche die friedliebenden frommen Menschen nur quälen werden. Schickst du eine Teuerung, so ist es eine erwünschte Sache für die Wucherer, weil alsdann das Korn derselben viel gilt. Schickst du aber ein Sterben, so haben die Geizhälse und die übrigen Davongekommenen ein gewonnenes Spiel, indem sie viel erben. Du wirst deshalb die ganze Welt mit Butzen und Stiel ausrotten müssen, wenn du schon strafen willst!“

Du sehr verachter Bauernstand

*Du sehr verachter Bauernstand,
bist doch der beste in dem Land.
Kein Mensch dich gnugsam preisen kann,
wenn er dich nur recht siehet an.*

*Wie stünd es jetzo um die Welt,
hätt' Adam nicht gebaut das Feld.
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
von dem Fürsten kommen her.*

*Der Kaiser, den uns Gott gegeben,
uns zu beschützen, muß doch leben
von deiner Hand, auch der Soldat,
der dir doch zufügt manchen Schad'.*

*Fleisch zu der Speis zeugst auf allein,
von dir auch wird gebaut der Wein,
dein Pflug der Erden tut so not,
daß sie uns gibt genugsam Brot.*

*Drum bist du billig hoch zu ehren,
weil du uns alle tust ernähren.
Natur, die liebt dich selber auch,
Gott segne deinen Bauernbrauch!*

*Von Hoffart bist du sehr befreit,
absonderlich zu dieser Zeit,
und daß sie auch nicht sei dein Herr,
so gibt dir Gott des Kreuzes mehr.*

*Ja, der Soldaten böser Brauch
dient dir gleichwohl zum Besten auch.
Daß Hochmut dich nicht nehme ein,
sagt er: dein Hab und Gut ist mein.*

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen

Vorstellung der neuen Grimmelhäusenrunde durch Dr. Laubenberger

Erster Landesvorsitzender der Bad. Heimat

Verehrte Grimmelhäusenfreunde, liebe Mitglieder der Badischen Heimat, verehrte Damen und Herren!

Der Landesverein Badische Heimat hat im Benehmen und mit großzügiger Unterstützung durch die Stadt Renchen diese schlichte vormittägliche Feier arrangiert, um der Öffentlichkeit die neugegründete Grimmelhäusenrunde vorzustellen, ihren künftigen Aufgabenbereich und ihre kulturelle Zielsetzung aufzuzeigen und zu erläutern.

Daß dies heute, am 17. August 1976, auf das Datum genau am 300. Todestag von Johann Jakob Christoph v. Grimmelhäusen in Renchen geschieht, soll ganz besonders hervorheben, wie sehr sich diese neue, nunmehr schon dritte Grimmelhäusenrunde ihres kulturellen Auftrages bewußt ist, der ihr hier in Renchen, an der letzten Wirkungsstätte des ehemals bischöflich-straßburgischen Schulheißens durch die dankenswerte Anregung seines derzeit „regierenden“ 35. Amtsnachfolgers zugewachsen ist. Ich sagte es schon, es ist die dritte Grimmelhäusenrunde, die sich innerhalb der letztvergangenen rund 50 Jahre zu neuem Beginn zusammengefunden hat. So hat sie zweifellos schon eine Tradition aufzuweisen und konnte an diese anknüpfen. Dennoch war die Frage zu prüfen, ob es berechtigt sei, diese Tradition *allein* als den sicheren Nährboden zu betrachten, auf dem diese neue Grimmelhäusenrunde bestehen und gedeihen kann.

Im Jahre 1924 hat der Renchner Gewerbelehrer Ernst Gottwald, ein gebürtiger Freiburger, die *erste* Grimmelhäusenrunde, „aus einer fast zufälligen Idee entsprungen“, zusammengebracht. Ein begeistertes Mitglied dieser Runde, Hermann Eris Busse, umschrieb in der Unterhaltungsbeilage zur Freiburger Zeitung vom

20. Juni 1924 die Motive und Ziele so: „In der Handwerksburschenecke des alten Gasthauses Zum Kreuz tagte eine sonderliche Gesellschaft, die sich Grimmelhäusenrunde nannte. Die Männer, die dieser Runde angehören, machten es sich zur Aufgabe, den berühmten Renchner als Vorbild eines deutschen Mannes nicht nur in einem steinernen Denkmal zu ehren, sondern sein Andenken in *aller* Herzen zu pflanzen.“ Und er stellt abschließend fest: „sie, (die Grimmelhäusenrunde) ist aus der Heimat gewachsen, wie das Hebelmähle und der Hebel-schoppen der Markgräfler.“

Die große Wirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre hat offenbar diesem ersten Anlauf, den Dichter Grimmelhäusen und sein Werk über lokale Bedeutung hinaus einem größeren Kreis von Kennern und Freunden nahezubringen, Einhalt geboten. So hat es dann Hermann Eris Busse als Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat im Jahre 1936 abermals unternommen, in Offenburg eine neue Grimmelhäusenrunde, die zweite, zu begründen, wiederum mit dem gleichen Ziel, „den Dichter Grimmelhäusen und sein Werk verdientermaßen breiteren Kreisen, dem ganzen Volk bekannter zu machen, ist Grimmelhäusen doch der größte deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts.“ Dieser zweiten Grimmelhäusenrunde war es immerhin beschieden, einmal reihum in den sogenannten Grimmelhäusenstädten der Ortenau, in Offenburg, Oberkirch und Renchen an drei aufeinanderfolgenden jährlichen Treffen zusammenzukommen um Vorträge bekannter Literarhistoriker und Grimmelhäusenforscher zu hören. Dann kam der Zweite Weltkrieg, und Hermann Eris Busses Grim-

melshausenrunde geriet durch die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeiten in Vergessenheit.

Daß die Badische Heimat diese Idee, den Dichter Grimmelshausen breiten Kreisen bekannter zu machen, durch die Neugründung der Grimmelshausenrunde aus der Vergessenheit herausführen und in die Erinnerung zurückrufen könnte und sollte, das war der entscheidende Impuls, der vor knapp einem Jahr von Bürgermeister Erich Huber aus der „Grimmelshausenstadt“ ausging. Die traditionelle Legitimation hierzu war ja in mehr als einer Hinsicht gegeben.

Namens der Badischen Heimat und auch ganz persönlich möchte ich Ihnen, sehr verehrter Herr Bürgermeister Huber, für diesen so fruchtbaren Denkanstoß, sehr herzlichen Dank sagen. Als äußeres Zeichen dieses Dankes und als Erinnerung an diese Stunde darf ich Ihnen das Freiburger Stadtsiegel in einem Nachguß vom Original des Jahres 1254 überreichen.

Nach dem ersten Impuls durch Herrn Bürgermeister Huber gab es allerlei ernsthaft zu bedenken. Insbesondere mußte Klarheit darüber gewonnen werden, wie diese neue Grimmelshausenrunde sinnvoll in unserer Zeit wirken könne und was das für ein neues Leben sein sollte, mit dem sie ihre Existenzberechtigung auch der Öffentlichkeit gegenüber glaubhaft machen kann. Eines stand von vornherein fest: Reine literaturwissenschaftliche Forschungstätigkeit von Fachgelehrten wird entweder privat oder in den wissenschaftlichen Instituten und Seminaren an den Universitäten betrieben und kann von unserem Verein schon aus materiellen Gründen nicht getragen werden. Unser Kreis konnte also keine ausschließlich wissenschaftliche Gesprächsrunde von nur Literarhistorikern und speziellen Grimmelshausenforschern sein oder werden, die sich in regelmäßigen Abständen über ihre Arbeit und den allgemeinen Forschungsstand informiert.

Sehr wohl ließ sich aber ein anderer, nicht minder gehaltvoller Leitgedanke finden, der in seiner Verwirklichung der auf Breitenwirkung an-

gelegten kulturellen Tätigkeit unseres Vereins durchaus entspricht. Diesem Leitgedanken liegt zugleich auch ein Leitbild zugrunde, daß kein Geringerer als Grimmelshausen selbst aufgezeigt hat: jene großartige Schau des Dichters über die Landschaft der Ortenau, die ihm zur Wahlheimat geworden ist. Vom hohen Gebirg der Moos hält er Wacht über sein ihm ans Herz gewachsene Ortenauer Land, beschreibt und rühmt zugleich seine Schönheit und seinen kulturellen Reichtum. Umgeben von den geheimnisvoll rauschenden finsternen Tannen des Schwarzwaldes blickt er ins liebliche Oppenauer Tal, wendet den Blick hinüber ins Kinzigtal bis zum Geroldsecker Land, schweift weiter nach Westen zu hinweg über Offenburg zum Herzstück, wie er es nennt, dem alles überragenden Straßburger Münster und schließt den Kreis nach Norden, wo sich diesseits des Rheins das markgräfllich-badische Land an die bischöflich-straßburgische Ortenau anfügt. Was also lag näher für einen Verein, der sich der Erforschung und Erhaltung von Heimat und Kultur, Natur, Brauchtum und Volkskunde verschrieben hat, als diesem Grimmelshausenschen Bild zu folgen? Daß dabei der Rhein keine Grenze, sondern verbindender Übergang sein sollte, bedurfte keiner Überlegung, wenn wir nicht das eben beschriebene Bild Grimmelshausens verfälschen wollten. Straßburg mit seinem Münster nannte Grimmelshausen mit Bedacht das Herzstück. Dort residierte nicht nur sein Herr und Gebieter, der Fürstbischof, dorthin reichten auch viele Wurzeln seiner geistigen Bildung, von dort empfing er so manchen Impuls und Auftrieb. So blieb also nur noch die Frage: Wie soll die neue Grimmelshausenrunde gestaltet werden, damit sie die bunte Palette Ortenauer Landschaft und ihrer Bewohner in grimmelshausenscher Art auch würdig repräsentiere? Und wiederum versenkten wir uns in das symbolträchtige Bild der Ortenau und blickten in Gedanken wiederum ins Oppenauer Tal hinunter zur Grimmelshausenstadt Renchen. Wer anders denn als ihr Bürgermeister Huber konnte zu dieser von ihm selbst angeregten

Grimmelshausenrunde besser passen? Er sagte gerne und sofort zu. Spontan auch Herr Egon Lorenz, der uns willkommen war als Grimmelshausenforscher und-sammler und verdienstvoller Betreuer des Renchner Grimmelshausen Museums und der Grimmelshausenfreunde Renchen. Aus Oberkirch wird uns Herr Professor Albert Dietrich in musikalischen Dingen zur Seite stehen, denn Grimmelshausen war auch ein hoch musikalischer Mann. Verstand er doch meisterhaft mit Worten zu komponieren, und vielfältig erklang während dieser Tage in Oberkirch und Renchen sein Lied „Komm Trost der Nacht, o Nachtigall . . .!“ Vom Oppenauer Tal hinüber zur Geroldseck, am südlichen Ausgang der Ortenau, da liegt die Stadt Lahr. Dort treibt ein zeitgenössischer Grimmelshausen und Oberbürgermeister sein dichterisches Wesen mit Lachen, der Lahrer Mundart- und Heimatdichter Dr. Philipp Brucker. Auch er schloß sich unserer Runde an. Wo aber blieben die Dichter und Schriftsteller, wenn sich niemand fände, der ihre Dichtungen auch verlegt und druckt und somit erst unters Volk bringt? „Seit meiner Schulzeit bin ich ein begeisterter Anhänger von Johann Jakob Christoph v. Grimmelshausen, und ich freue mich aufrichtig, daß diese Runde wieder neu erstehen wird. Gerne will ich dort auch ein aktives Mitglied sein“ schrieb zu meiner großen Freude Herr Senator Dr. Franz Burda. Ich brauche nicht mehr zu sagen als: Er ist unser. Dichtkunst und Malerei werden oft in einem Atemzug als einander entsprechende künstlerische Tätigkeiten genannt. Was Grimmelshausen mit Worten gemalt, fand sichtbaren Ausdruck in der künstlerischen Ausgestaltung von Renchens Rathaus, sowohl im Ratssaal als auch im Treppenhaus durch Herrn Kunstmaler Peter Valentin aus Offenburg, der zu uns gehört. Die mannigfaltige und abwechslungsreiche geschichtliche Vergangenheit der Ortenauer Landschaft hat schon vor Jahrzehnten interessierte Geschichtsfreunde in dem Historischen Verein für Mittelbaden vereinigt. Ich bin dem derzeitigen Vorsitzenden dieses Vereins,

Herrn Oberstudiendirektor Wilhelm Mechler aus Kehl, außerordentlich dankbar, daß er bereitwillig seine Mitarbeit als erfahrener Historiker und versierter Kenner der bodenständigen Ortenauischen Geschichte in unserer Runde angeboten und erklärt hat. Als ich vor knapp einem Jahr in einem öffentlichen Vortrag die Absicht und den Wunsch äußerte, über politische Landesgrenzen hinaus zum benachbarten Elsaß kulturelle Verbindungen zur Badischen Heimat anknüpfen zu wollen, ahnte ich noch nicht, daß dieser Wunsch heute schon erfüllt sei, erfüllt durch diese neue Grimmelshausenrunde. Ich bin tief beglückt, daß Sie, verehrter Herr Professor Camille Schneider, sich unserer Runde angeschlossen haben, ebenfalls getragen von dem Wunsch und dem Wissen um die bindende und verbindende Kraft alter und neuer Beziehungen im persönlich-menschlichen wie im kulturellen Bereich benachbarter Völker. So bin ich Ihnen sehr dankbar, daß Sie als Präsident der Académie d'Alsace ein fester und durch reiche Erfahrung geprüfter Pfeiler unter der Brücke sind, die, in Kriegen zerstört und versunken, von den Menschen guten Willens immer wieder geschlagen werden kann. Ebenso dankbar bin ich Ihnen, daß Sie es übernommen haben, heute die Festansprache zu halten, was uns allen hier, insbesondere unserer Grimmelshausenrunde, zur Ehre gereicht.

Daß auch der von Grimmelshausen bewunderte Straßburger Münsterurm in unserer Runde vom Straßburger Münsterbaumeister gewissermaßen persönlich vertreten ist, haben wir der Zusage von Herrn Richard Häusser, Architecte de l'Oeuvre Notre-Dame, zu verdanken. Seine Mitarbeit wird dieser Runde sicher manche Bereicherung bringen. Mit dem Blick nach Norden, dorthin wo das markgräfllich-badische Gebiet sich an die bischöflich-straßburgische Ortenau anschließt, beendet Grimmelshausen den Streifgang von seiner hohen Gebirgswarte, von finsternen Schwarzwaldtannen umgeben. Wald und Gebirge, zu Grimmelshausens Zeiten dem Menschen noch nicht ganz erschlossen und voller Geheimnisse, hat der Dichter, der im

Walde aufgewachsen und mit ihm mehr vertraut war, als andere Menschen, oft geschildert. Grimmelshausens zauberhafte Beschreibung des Mummelsees an der Hornisgrinde habe ich als Drittklässler im Volksschullesebuch mit dem dazugehörigen Gruseln immer wieder verschlungen. Dieser poetische Schilderer des Waldes und der Naturlandschaft sollte in unserer Runde einen zünftigen Vertreter haben. Herr Oberforstrat Dr. Brandstetter aus Baden-Baden ist unser Mann des Waldes. Wenn ich recht unterrichtet bin, zählt er selbst noch Grimmelshausennachkommen zu seinen Vorfahren, und ich bin sicher, daß er uns manche interessante Järgeschichte zu erzählen weiß, die sich darum auch gar nicht erst in Soest zugehen haben muß.

Damit wäre ich mit der Vorstellung unserer Grimmelshausenrunde am Ende, wenn nicht vor wenigen Tagen ein völlig unerwarteter Brief in meine Hände gekommen wäre: Ich darf daraus einen kurzen Absatz zitieren: „Es wäre uns eine große Freude, wenn die Stadt Gelnhausen in die Grimmelshausenrunde mit aufgenommen würde. Deshalb darf ich hiermit den förmlichen Antrag stellen, die Stadt in diesen Kreis mit aufzunehmen“. gez. Hanns Detlef v. Uckro, Bürgermeister. Leider können die Gelnhausener Grimmelshausenfreunde heute nicht mehr anwesend sein. Ich hätte sie gerne gebracht, ihrem Herrn Bürgermeister zu überbringen, daß die neue Grimmelshausenrunde diesen Antrag weniger förmlich, aber mit heller Begeisterung angenommen hat. Wir freuen uns außerordentlich, daß durch den Beitritt von Grimmelshausens Geburtsstadt nunmehr der ganze Grimmelshausen, gewissermaßen von der Wiege bis zur Bahre in unserem Kreis vertreten ist. Der schriftlichen Form ihrer Aufnahme werden wir unverzüglich nachkommen. Das ist aber auch das äußerste an Form, das wir unserer Grimmelshausenrunde zumuten wollen. Wir haben weder Satzung noch Konventikel, weder Vorstand noch sonstige Gremien vereinsrechtlicher Art, wenig Bürokratie, aber dafür viel Idealismus und Begeisterung für eine

gute Sache. Wir sind nach landstörzerischer Art an keinen festen Ort gebunden, sondern wir wollen uns alljährlich wenigstens einmal abwechselnd in den sog. Grimmelshausenstädten der Ortenau treffen und uns auch im benachbarten Straßburg und im entfernteren Gelnhausen versammeln, um in Wort und Bild von unserer Arbeit zu berichten.

Sie haben es vorhin zum Ausdruck gebracht, verehrter Herr Bürgermeister, daß die Grimmelshausenrunde wieder „stehe“. Nun, Sie alle wissen, daß eine Reihe von Umständen und Gegebenheiten dazu beitragen müssen, nicht nur, um ein Werk zu beginnen, sondern auch, um es fruchtbringend weiterzuführen. Mir ist bewußt, daß die Pflege des geistigen Kulturerbes heute allgemein so manchen Gegenströmungen ausgesetzt ist: so etwa dem zum materiellen Hingewendetsein unserer Gegenwart, oder den vielfältigen Möglichkeiten eines technischen Zeitalters, die eher dazu angetan sind, zu effektvollen Eindrücken anzureizen und zu verführen, als einer ideellen Aufgabe sich zu verschreiben. Aber eben vor diesem Hintergrund hat die Wiederbelebung der Grimmelshausenrunde ihren berechtigten Platz, und ich meine, dies erst recht, angesichts der Wirkungsgeschichte gerade des Grimmelshausenschen Werkes und der Bedeutung, die dem Dichter durch die Jahrhunderte hindurch zugemessen worden ist. Sie wissen selbst, daß zwischen dem Todestag Grimmelshausens vor 300 Jahren und der festlichen Stunde seiner Erinnerung, die wir hier und heute begehen, nicht immer gleich hochgestimmte Zeiten des Anerkanntseins liegen. Im Gegenteil, die Wertschätzung des Dichters und seiner Werke mußte gegen andersgeartete Modeströmungen ankämpfen, sich in den Hintergrund drängen lassen und sich erneut behaupten. Dennoch glaube ich, daß den kulturellen Zielsetzungen unserer neuen Grimmelshausenrunde, die ich Ihnen abschließend nennen darf, der angestrebte Erfolg nicht versagt bleiben wird.

Ausgerichtet an der kraftvollen, barocken Gestalt des Dichters Grimmelshausen und seiner

Zeit, ausgerichtet auch an seinem reichhaltigen, vielseitigen und universalen dichterischen Werk, will unsere neue Grimmelshausenrunde die kostbare Fülle des kulturellen Reichtums dieser Landschaft der Ortenau erforschen und pflegen, sie will sich bemühen, ihn ihren Bewohnern auch sichtbar, verständlich und wert zu machen, will insbesondere auch den Laien für die heimatlichen Erscheinungsformen Ortenauer Volkstums interessieren, ihn an seine

geschichtlichen Wurzeln heranführen und an den gegenwärtigen Brauchtum teilhaben lassen, so, wie es Grimmelshausen seinen Zeitgenossen gegenüber in und mit dem Spiegel seiner Dichtungen getan hat. Dazu bedarf es allerdings nicht nur unseres Engagements, dazu bedürfen wir auch Ihrer Mithilfe und geistigen Unterstützung. Und dazu sind Sie alle, ganz besonders aber die Jugend, mit herzlicher Bitte aufgerufen.

Aus dem Dreißigjährigen Krieg

*Sechzehnhundertachtzehn, im Anfangsjahr,
als dem Schulzen von Barbeck ein Sohn geboren war,
wie der Priester am Taufstein die Stirn ihm näßt,
trommelt durchs Dorf eine Landsknechtmusik,
die Mutter, das Kind an die Brust gepreßt:
„Muß der Junge auch mit in den Krieg?“
Der Pfarr' schlägt das Kreuz über die zwei:
„Schulzin, bis dahin ist's längst vorbei.“*

*Zwanzig Jahr,
seit dem Schulzen von Barbeck ein Sohn geboren war,
zerknickt die Zäune,
zerhaun die Gemäuer,
öde die Scheune,
Samstag Kroaten vom Kaiserheer,
Sonntag Schweden vom General Baner,
Samstag und Sonntag kommt Feuer.
Von den Kolben, die an das Haustor keulen,
ist das Holz voller Ruten und Beulen,
Protestant, Katholik,
eines Montags zieht der Junge mit in den Krieg:
„Vater und Mutter, lebt wohl,
baut euch selber das Korn und den Kohl.
Ihr sprecht: es war einst Friede im Land,
so wartet auf Frieden am Landstraßenrand!
Der Werbehauptmann sagt, daß es gelogen ist.
Es war kein Friede seit Jesu Christ.“*

Ernst Lissauer (1882–1937)

Festvortrag zur Wiederbegründung der Grimmelshausenrunde am 17. 8. 1976 in Renchen

Camille Schneider, Straßburg

Sehr verehrte Festgäste und Freunde!

Bis gestern noch hatte ich eigentlich nicht verstanden, warum gerade mir die Ehre zuteil wurde, die kurze Festansprache zur Neugründung der Grimmelshausenrunde in Renchen zu halten, bin ich doch kein Grimmelshausenforscher und bin auch nur zeitweise Bewunderer der Landschaft gewesen, welche die seine war und heute die unsrige ist. Ich werde also nicht als reiner Philologe zu Ihnen sprechen.

Spräche aus mir der Philologe, so würde ich bemerken, -daß hundert Jahre vor Grimmelshausens *Simplicius*, der Roman „Goldfaden“ vom Colmarer Jörg Wickram erschienen ist und daß der bedeutende Germanist Karl Goedecke diesen Verfasser als den Schöpfer des ersten

deutschen Romans bezeichnete. Unter dem schimmernden Titel „Der Goldfaden“ geißelt Wickram die Sitten oder Unsitten seines 16. Jahrhunderts, wie dies Grimmelshausen für das 17. Jahrhundert tat und wie es vielleicht heute nicht minder nötig wäre für unser zwanzigstes. – Doch kommen wir zurück zur Frage, warum ich heute zu Ihnen sprechen soll.

Als ich jene Stelle im *Simplicissimus*, vielmehr im 1. Kapitel der Continuation, der Fortsetzung seines erfolgreichen Romans, wieder las, in der er von der Moos aus hinabschaut in die Landschaft und hinüberblickt über den Rheinstrom nach Straßburg mit seinem Münster, da dachte ich mir, daß Ihrer Bitte an mich vielleicht der Gedanke zugrunde lag, eine geistige Brücke der Gedanken zugrunde lag, eine geistige Brücke zu überschreiten, wie ich sie seit mehr als 30

Mittelstück des Triptychons im Rathausaal der Grimmelshausenstadt Renchen/Baden. Peter Valentin, Offenburg



Jahren in meiner wöchentlichen Radio-Chronik der Brücke durch das Buch zu schlagen versuche, eine Brücke, auf der wir auch Grimmels-
hausen begegnen. Trotzdem der Krieg, und gerade jener in Grimmelshausens Werk realistisch erzählte Dreißigjährige Krieg, Brücken zerschlug, wie dies jeder Krieg tut, so hat Grimmels-
hausen jene Brücke überschritten, die ihn von der Ullenburg und von Renchen aus nach Straßburg führte. Das Volkslied singt ja von „Straßburg auf der langen Bruck“. Es waren sogar fünf hölzerne Brücken, die damals diese „lange Bruck“ bildeten und über den vielarmigen Rhein führten; – jeweils am Wieghäusel mußte Brückengeld für den Bischof bezahlt werden. Vielleicht war dies nicht fällig für die Renchner, die ja zum bischöflich-straßburgischen Bereich gehörten. Heute baut man nicht mehr hölzerne, sondern steinerne Brücken. Die geistigen Brücken aber sind viel schwerer zu schlagen und sind oft viel zerbrechlicher und viel rascher zerschlagen. Möge Gott verhüten, daß die heute dieserart bestehenden niemehr wieder gesprengt werden können.

Behalten wir indessen das Bild der Brücke noch im Auge, das auch Grimmelshausen schaute und mit der Brisanz seines Mitteilungsdurstes malte. Es enthielt die Gegebenheiten der Geschichte, der Sprache und der Kultur und die der Landschaft, in welcher er selbst verwurzelt blieb.

Diese Landschaft, lassen wir sie zunächst noch einmal laut zu uns sprechen; wir kennen sie wohl alle aus seinem Werk:

„Ich wohnete auf einem hohen Gebirg, die Moos genannt, so ein Stück vom Schwarzwald und überall mit einem finstern Tannenwald überwachsen ist; von demselben hatte ich ein schönes Aussehen gegen Aufgang in das Oppenauer Tal und dessen Nebenzinken; gegen Mittag in das Kinziger Tal und die Grafschaft Geroldseck; all wo dasselbe hohe Schloß zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat wie der König in einem aufgesetzten Kegelspiel; gegen Niedergang konnte ich das Ober- und Unterelsaß übersehen, und gegen

Mitternacht der Niedern Markgrafschaft Baden zu den Rheinstrom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterturm gleichsam wie das Herz mitten mit einem Leib beschlossen hervorpranget; mit solchem Aussehen und Betrachtungen so schöner Landsgegend delectierte ich mich mehr als ich eifrig betete; wozu mich mein Perspektiv, dem ich noch nicht resigniert, trefflich anfrischte; wenn ich mich aber desselbigen wegen der dunklen Nacht nicht mehr gebrauchen konnte, so nahm ich mein Instrument, welches ich zur Stärkung des Gehörs erfunden, zuhanden und horchte dadurch, wie etwa auf etlich Stund Wegs weit von mir die Baurenhund bellen, oder sich ein Gewild in meiner Nachbarschaft regte . . .“ (Ende des Zitats)

Überall, wo Grimmelshausen wohnte, hat er sich sogleich in die Landschaft eingelebt, dies geht aus allen Teilen seines Romans hervor. Aber diese, eben wieder gelesene Landschaft um Renchen-Gaisbach und bis nach Straßburg hinüber hatte es ihm besonders angetan. Sie war ihm zur echten Wahlheimat geworden. War er doch nach seiner Heirat in Offenburg, ein Jahr nach dem Friedensschluß, im Jahre 1649, Schaffner der Schauenburger, erwarb ein Grundstück in Gaisbach, die „Spitalbühne“, wurde dann von etwa 1662 bis 1665 Burgvogt auf der nahen Ullenburg, die dem Straßburger Arzt, Dr. Küffer gehörte, war dann Wirt zum Silbernen Sternen in Gaisbach und anschließend Schultheiß in Renchen, von 1667 ab. In diese Jahre, von 1668 ab, fällt das Erscheinen des ersten *Simplicissimus*. Er erlebte die Landschaft, die ihm zur dauernden geworden war in ihrem Wiedererstehen und Sein, nachdem die Kriegswirren vorüber waren. Er sah sie von der Burg herab und von der Ebene aus hinauf. Er atmete mit ihr, weil sie zu ihm redete. Denn eine heimatliche Landschaft redet zu jedem von uns, der ein Ohr für sie hat. In der Nacht vernimmt er das Hundegebell in der Nachbarschaft, nachdem er erhört hat, was und wie die Landschaft zu ihm sprach. Denn für *ihn* ist die Landschaft eine geistige Gegebenheit, eine hei-

lige Sache, in welche die Menschen, gute und böse, nur eingetauscht sind durch das Schicksal. Viele werden zum Produkt der Landschaft. Ein jeder horcht aus ihr heraus entsprechend der Güte und Völle seines eigenen Herzens.

„Anfänglich, als ich noch neu war“, so sagt er, „ging ich von Haus zu Haus in den nächsten Tälern herum und suchte zu Aufenthaltung meines Lebens das Almosen, nahm auch mit mehr, als was ich blösslich bedürfte, und sonderlich verachtet ich das Geld, welches die umliegenden Nachbarn für ein gross Wunder, ja für ein sonderbare apostolische Heiligkeit an mir schätzten; sobald aber meine Wohnung bekannt wurde, kam kein Waldgenoss mehr in Wald, der mir nit etwas von Essensspeisen mit sich gebracht hätte“ usw.

So lernte er Menschen und Boden kennen, bis zum besagten nächtlichen Hundegebell. Er wird wohl auch an Sommertagen einen jener Bauern getroffen haben, der neben dem reifen Korn stand, ein Korn aus der Ähre herausnehmend und es auf seinen Handrücken legend. Der Bauer betrachtete und überdachte das Leben des Kornes, wie es im Boden wartend ruhte, dann keimte und grüne Halme trieb, wie diese ihre Ähren formten und reiften, wie die Sonne sie vergoldete und der Wind sie schaukelte, wie der Bauer sie erntete, sie dem Müller brachte, der daraus Mehl und der Bäcker sein und unser Brot buk, wie jene Körner, die der Wind zu Boden geschaukelt hatte, den ganzen Vorgang des Keimens und Reifens von neuem begannen und, im Rhythmus des schreitenden Sämannes, dem bodenverbundenen Bauern das Sinnbild der Wiederkehr allen Lebens vorsagten. So mag es dem bettelnden und dann in seinem „Losament“ hausenden Grimmelshausen wohl ergangen sein bis er sich tief verankert fühlte in der neuen zur Heimat gewordenen Landschaft und sie mit ihm redete in ihrer Sprache, die im Buch dann die seine wurde, eine Landschaft, in welcher er ja auch begraben liegt. Sehen Sie, verehrte Festgäste, es ist vielleicht ganz gut so, daß man, wie beim Faust, nicht ganz sicher ist, wann und wo Grimmelshausen

geboren ist. Denn man ist geboren in der Landschaft, die man ganz die seine nennen darf, deren Produkt man geworden ist und die man manchmal Heimat, manchmal Mon Pays nennt, je nach der Sprache, die man spricht.

Denn das eigentümliche Phänomen ist doch, daß Grimmelshausen eine weite Reihe alemanischer Spracheigenheiten angenommen hat. Nicht nur verwendete er das eben genannte „Losament“, er verwechselte, wie jeder damalige und spätere Alemanne hier und jenseits des Rheins, die Artikel und sagte *die* Bach, *der* Butter oder Anke, *der* Luft (wie meine Großmutter noch sagte), sie sagte auch *Vortel* statt Vorteil, *gölden*, statt gülden oder golden. Und wer weiß, ob viele Ausrücke, die wir heute in der deutschen Sprache als Archaismen bezeichnen, uns nicht durch seine Schriften erhalten geblieben sind?

Lebte und schrieb er doch zu der Zeit, da die Sprachgesellschaften allenthalben sich um Verbesserung unschöner oder um die Erhaltung schöner Ausdrücke kümmerten. So ist Grimmelshausens regelmäßige Beziehung zu der Straßburger „Auffrichtigen Gesellschaft von der Tannen“ nachgewiesen worden. Dieser Sprachgesellschaft gab es damals viele. Die genannte Aufrichtige Tannengesellschaft wurde im 17. Jahrhundert gegründet durch Philipp von Zesen, auch Ritterhold der Blaue genannt. Er hat zwar die Übernahme des französischen Schäfer- und heroischen Ritterromans durch Übersetzung gefördert, hat aber daneben die Säuberung der Sprache von französischen, italienischen und spanischen Brocken verlangt. Er hat mitgeholfen, Babeltürme der Sprachverwirrung niederzureißen.

Ein Zweig dieser Tannengesellschaft bestand in Straßburg, und Grimmelshausen hat an den Zusammenkünften zur Pflege der Muttersprache und der Poetik teilgenommen. Schon im Jahre 1644 hatte, im Rahmen der Tannengesellschaft, der badische Rechtsgelehrte Hans Heinrich Schill ein in Straßburg gedrucktes Buch herausgegeben, das den Titel trägt: „Der teutschen Sprach Ehrenkranz“. Dieser Arbeit in der

Straßburger Sprachgesellschaft hat Grimmelshausen, ontologisch betrachtet, zweifellos die von ihm gepflegte und angewandte Sprache zu verdanken, deren Urwüchsigkeit aber eben aus der Landschaft stammt, in welcher er lebte und welche er erlebte. Diese Landschaft ist, wie schon angedeutet, diejenige beiderseits des Rheines oder des als ein breites Netz damals dahinströmenden Flusses. Aus seiner *nach* dem Simplicius erschienenen Schrift „Der Teutsche Michel“ wird dies nachdrücklich klar.

Um einen Vergleich aufzustellen, kann man daran erinnern, daß der vor einigen Wochen in Meßkirch verstorbene bedeutende Philosoph Martin Heidegger ebenfalls aus strenger Bodenverbundenheit heraus seine eigene „Sprache sprechen läßt“, wenn auch seine Gegner diese seinen Jargon nennen und gerne behaupten, dieser wäre aus Tautologien zusammengesetzt. Als ob die Natur uns nicht täglich und stündlich in den schönsten Tautologien spräche. Und wenn Heidegger bekennt, daß wir alle Nachbarn des Todes sind, so zeigt dies auch Grimmelshausen, der aber zugleich Nachbar des Lebens und Nachbar Gottes ist und mit Lachen sein will. Dieses wie jenes Sprachphänomen ist allerdings schwerer zu begründen in einer nun angebrochenen Zeit des Wettlaufs der Technik, unter welchem Wettlauf wir seufzen, oder in unserer Zeit der globalen Wirtschaftskonzerne, welche eher verarmt als bereichert oder fördert. Die sprachliche Gewachsenheit aus einer verhältnismäßig kleinen Landschaft, die sich im Rheine badet und sich am Hange des Schwarzwaldes oder der Vogesen sonnt, hat Grimmelshausen nicht verhindert, dank seines synthetischen Vermögens, den weltgeschichtlichen Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges bis in alle realistischen Einzelheiten der Zeitlichkeit und mit Witz, Satire und Poesie zu malen. Hat er doch seinem Werk den Exergus oder Wahl-spruch in Knittelversen vorangesetzt.

Es hat mir so wollen behagen,
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen.

Als großangelegte Freske steht in seinem Ge-

samtwerk dieser Krieg als „Wahrheit“. Er steht da mit allen Gespenstern, die dazu gehören und auch aus der Landschaft aufsteigen. Und darum ist das Simplicissimus-Buch ein Werk *gegen* jenen Krieg, *gegen jeden* Krieg, woher er komme und wen er auch treffe. Es spricht axiomatisch aus den heiteren Kapiteln mit den Knittelvers-überschriften jene untergründige Angst, welche Gespenster als dämonische Wesen erzeugt, wie sie uns nun das Fernsehn aufrängt und sie der Jugend zur Befriedigung und Gefahr werden. Die expressionistischen Gesichter entspringen einer visionären Kraft, die im 17. Jahrhundert einzig dasteht. Darum ist das Buch eine reine Dichtung, die zum Dank wird. In der gleichen Zeit und unter ähnlichen Verhältnissen des Dreißigjährigen Krieges, wenn auch aus anderer Landschaft heraus, hat ein anderer Dichter, ein Zeitgenosse Grimmelshausens, seine Dichtungen geschaffen. Man hat ebenfalls vor wenigen Wochen seines dreihundertsten Todestages gedacht. Es ist Paul Gerhardt, der aus der geistigen Zeitverbundenheit die Kirchenlieder gesungen, die sowohl in die katholischen als auch in die evangelischen Kirchenbücher eingingen. Sie tragen nur Spuren der Zeit; aber die untergründige Angst spricht aus ihnen, wenn auch in anderer, völlig ökumenischer Sprache. Und um auch einen lebenden Verfasser oder Dichter zu nennen: auch der Bietigheimer Ehrenbürger und Dichter Otto Rombach ist ein Produkt seiner Landschaft.

Sie alle, jeder auf seine Weise, haben einem geistigen Brückenschlag gedient. Und darauf, so will es mir scheinen, kommt es auch der nun wiedererstandenen Grimmelshausenrunde an. Darum sei der Stadt Renchen, ihrem Bürgermeister, Herrn Dr. Haubenberger und allen denen gedankt, welche diese Neugeburt ermöglicht haben und dafür sorgen werden, daß sie lebe und sich freue an allen, die an ihr Anteil haben.

So wollen wir denn geloben, hier und heute, an dieser Table ronde teilzunehmen und an den geistigen Brücken mitzubauen nach bestem Wissen und Gewissen.

Grimmelhausens Eskapade als Opernsänger zur Laute

Friedrich Baser, Baden-Baden

Die Biographen Grimmelhausens haben jede seiner zahllosen Rechnungen und Berichte, die er in seiner unverwechselbaren Handschrift hinterlassen hat, registriert, und doch blieben die Jahre 1660–1662 ein ungelöstes Rätsel, wie noch vereinzelt spätere Jahre. Wer aber das Universelle dieses schöpferischen Geistes, besonders seinen Drang zum Musizieren, beobachtet, liest seine Radamontaden im „Simplicius Simplicissimus“, zumal die Schilderungen seines Pariser Gastspiels als Opernsänger eben nicht so obenhin, fragt vielmehr, wieviel Autobiographisches in diesen für ihn auffallend sachkundigen Einzelheiten bei den Orpheus-Szenen, wie denen als Hercules in der Löwenhaut im Kampf mit Achelous um die Dejanira stecken könnte. Dies ist wohl das einzige Thema, das die gewaltig aufgeschwemmte Literatur über diesen merkwürdigen Menschen in schicksalhaft bewegter, infernalischer Zeit noch nie behandelt hat. Gemeinhin kennt man ihn noch als Soldaten, Regimentssekretär in Offenburg 1649, Schaffner zu Gaisbach im Renchtal im Dienst des Herren von Schauenburg (Herbst 1649 bis nach 1655), 1659 als Verfasser seines ersten Werkes: „Der fliegende Wandersmann nach dem Monde“. Aber vor und nach diesem Erscheinungsjahr 1659, wie vor und nach seiner Schaffner-Zeit auf der Ulenburg nahe Gaisbach (1662), 1665–1667 als Gastwirt zum „Silbernen Stern“ in Gaisbach (noch heute zu besichtigen!), dann gar als Bischöflich Straßburgischer Schultheiß zu Renchen, vor diesem Schluß vermutlich wieder Soldat, klaffen Lücken in seiner Vita, die dunkel bleiben. Beschäftigungslos geworden, griff er wohl wieder zur Laute, um zu singen, was er ja in Lippstadt gelernt hatte und immer liebte. Das spürt man an zahllosen Wendungen seiner Werke, zumal im 3.

Kapitel des 4. Buches im „Simplicius Simplicissimus“; den Schauplatz darf man freilich im Louvre in Paris nicht suchen. Grimmelhausen macht von der Freiheit der spanischen Schelmenromane, alles ins Phantastische zu übertreiben, weidlich Gebrauch, sich gar an den glanzvollsten Hof des damaligen Europa beim „Roi Soleil“, König Ludwigs XIV. zu wagen. Wo aber mag er sein Glück versucht haben? Wo hat Grimmelhausen seine gar nicht flüchtigen Kenntnisse vom Barockopernbetrieb an damaligen Höfen erlangen können? All seinen Berufen und Beschäftigungen lag die Oper völlig fern! Bücher, aus denen er dies geschöpft haben könnte, gab es damals ja garnicht! Auch die Straßburger Bischöfe, seine letzten Brotgeber, mit der Stadt verfeindet, die sich schon sehr früh zum Neuen Glauben bekannt hatte, gaben dem Dichter keine Gelegenheit, Opern zu sehen, gar genauer kennen zu lernen; weder Bischof Leopold II. Wilhelm von Österreich (1625–1662), noch Franz Egon von Fürstenberg (1662–1682), der 1681 Straßburg an König Louis XIV. auslieferte und sein Münster den Protestanten nach hundert Jahren abnahm, um den Alten Glauben wieder mit seinen Messen und Requiems einzuführen; das Besitzergreifen freilich erfolgte erst nach dem Tode Grimmelhausens (1676), dem das sicherlich „contre Coeur“ gewesen wäre! – Also: woher hatte den offenbar sehr lebendigen und richtigen Anschauungsunterricht dieser Soldat, Schaffner, Gastwirt, bestenfalls Schultheiß in späten Jahren im nur den größeren Höfen möglichen Opernwesen? Alles, was zu Orpheus-Szenen gehörte, vom „ganz schwarzen Habit“ zur Beklagung des Verlustes seiner Eurydike, die Szene „vor Pluto und Proserpina in der Hölle“, nach ihrem erneuten Verlust sein Harfenspiel, daß die zahmen und wilden Tiere,

„Berge, Bäume und dergleichen“ herbeikamen, zu lauschen?! Nur dem, der solche Regie und Requisitenwahl als bewandeter Opernkennner jener Zeit in Erinnerung hat, fällt diese Exaktheit verwunderlich auf. Ganz besonders aber dem, der die Gründungszeit des „Theatrum“ der badischen Markgrafen im „Neuen Schloß“ in ihrer Residenz an der Oos im Jahre 1657 mit all ihren ganz besonderen Voraussetzungen kennt und im Auge hat! Kam doch Markgraf Ferdinand Maximilian „von Baden-Baden“, der unglückliche Vater des „Türkenlouis“, erst zu dem vorzeitigen Entschluß, zu einer Operngründung, im Bemühen, seiner seit 1654 ange-trauten, aber am französischen Hof verbliebenen Gattin Marie Louise Christina von Savoyen-Carignan, die sich konstant weigerte, in sein „barbarisches Land“ ihm zu folgen, zu beweisen, daß er ihr sogar eine Oper anbieten könne! Im Palais Soissons seiner Schwiegereltern war in Paris 1655 der spätere „Türkenlouis“ zur Welt gekommen, den der bekümmerte Vater zwar noch in seine Residenz ent-führen lassen konnte – in der Hoffnung, dann auch die Mutter da erwarten oder „heimgeleiten“ zu können. Vergebens, da auch ihre Mutter, herrschsüchtig, verschleckt (ihre Taschen und Nippessachen mußten immer voller Süßigkeiten sein) und dem üppigen, hoffärtigen Hofleben des „Roi-Soleil“ rettungslos verfallen, hielt ihre gleichgesinnte Tochter wie im Käfig zurück. Da sollte eine Ballett-Oper in französischem Stil zeigen, daß es kein „barbarisches“ Land sei. Der Ballettmeister Giolet aus Frankreich wurde engagiert, das kleine Hoforchester bedeutend verstärkt, größtenteils mit Franzosen wie La Rose, La Prairie, Gerard, Joh. Charis u. a., denen noch als Schüler Lully's, der später in Hamburg so berühmte Sigismund Kusser (Cousser) gesellte, der nach Lehrjahren beim in Paris allmächtigen Lully dessen in Europa maßgebend werdende, tanzbeschwingte Politik im Musikwesen, auch in Deutschland bis Stuttgart und Ansbach, dann Kassel und Hamburg ein-führen mußte. – Zunächst aber versuchte Markgraf Ferdinand Maximilian auch einige

billigere deutsche Musiker von Können zu gewinnen, wie Molitor, Adam Holder, Hans Jakobs, Leonhard Metzger und Georg Grünzweig.

Wenn dann noch ein Sänger zur eigenen Laute, wie Simplicius Simplicissimus, sich probeweise zur Verfügung stellte, konnte er nur willkommen sein! Lag doch Gaisbach, auch noch Renchen, so nah, und war doch sein Herr, als er 1662 Schaffner auf der Ulenburg bei Gaisbach wurde, ein Straßburger vermöglicher Arzt, der wohl auch mit dem Markgrafen in engster ärztlicher, aber auch menschlicher Beziehung stand und ihm von seinem sangesfrohen und lautenkundigen Schaffner erzählt haben mochte, gerne bereit, ihm Urlaub zu einem Gastspiel auf dem Opern-Theatrum im Neuen Schloß zu Baden über der Oos zu geben. So wußte man auch, weshalb Grimmelshausen um diese Zeit entlassen wurde als Schaffner der Schauenburger. Zugleich erkennt man in dem französischen Arzt Canard im „Simplicissimus“ ein drollig aufgestutztes Konterfei seines Herrn von der Ulenburg, der ja auch sehr geschäftstüchtig, nicht gar so gewissenhaft und mit dem Verkauf von Liebestränken u. a. ein beträchtliches Vermögen errungen hatte, wie durch sehr einträgliche Verbindungen. Und nun lese man im 4. Buch, 3. Kapitel! Nun beachte man das Orpheus-Grimmelshausen-Zitat, alle Menschen und alle Kreaturen um Mitleid anzurufen. „Darauf stellten sich allerhand zahme und wilde Tiere, Berge, Bäume und dergleichen bei mir ein, also daß es in Wahrheit ein Ansehen hatte, als ob alles mit Zauberei übernatürlicherweise wäre zugerichtet worden. Von dieser Comoedia bekam ich neben dem Lob, das man mir männiglich gab, nicht allein eine treffliche Verehrung, sondern ich kriegte auch einen anderen Namen, indem mich forthin die Franzosen nichts anders als ‚Beau Alman‘ (‚der schöne Deutsche‘) nannten. Es wurden noch mehr dergleichen Spiele und Ballet gehalten dieweil man die Fasnacht feierte, in welchem ich mich gleichfalls gebrauchen ließ, befand aber zuletzt, daß ich von andern geneidet ward, weil ich die Zuschauer und

sonderlich die Weiber gewaltig zog, ihre Augen auf mich zu wenden; tät mich's derowegen ab, sonderlich als ich einstmals ziemlich Stöße bekam, da ich als ein Hercules gleichsam nackend in einer Löwenhaut mit Achelous um die Dejanira kämpfte, da man mir's gröber machte, als in einem Spiel der Gebrauch ist.“ Solche damals sehr beliebten mythologischen Motive brauchten nicht unbedingt so regelmäßig ins badische Archivmaterial zu gelangen, wie ausgesprochene Familienfeste oder Lobdichtungen auf befreundete oder verschwägere Häuser, wie etwa Oranien. Deshalb darf es uns nicht wundernehmen, daß die hier erwähnten Orpheus- und Herakles-Szenen nicht in L. Schiedermairs Werk „Die Oper an den badischen Höfen des 17. Jh.s“ (Peters Jb. 1910, der Sb. der Internat. Musiges. XIV, Sandberger-Festschrift 1919) erwähnt wurden. Doch dürfte Grimmelshausen als ungenannter Librettist von den Ballettmeistern Giolet oder La Chaussée in Anspruch genommen worden sein, dessen Lied an die Nachtigall sehr beliebt war.

Grimmelshausen bezeugt an zahllosen Stellen seiner Werke seine engste Verbundenheit mit der Musik, die er liebte, bezeugte auch, daß er eine schöne Stimme schon in der Jugend erprobt hatte. Dadurch konnte er sich auch ins rechte Licht rücken, Freunde gewinnen und auch zu so manchen Vorteilen kommen. Sein Knabe Simplicius spielt früh Sackpfeife, auf der er es bald zur Virtuosität brachte. Während seiner Gefangenschaft in Lippstadt nahm er Unterricht im „Componieren“, im Lauteschlagen, wobei er es ebenfalls bald zur Meisterschaft brachte, wie auch auf der Harfe. Damit hatte er schier täglich seinen Spaß, wie er bekennt. Später, in seinen alten Tagen spielte Grimmelshausen das Trumscheit, auch die „Nonnengeige“ genannt; ihr langer, hochragender Schallkörper war aus drei langen Brettern zusammengefügt; über ihn lief eine einzige Saite von beträchtlicher Dicke; außer ihr liefen noch bisweilen Bordun-Saiten nebenher, die mitgestrichen wurden, so daß Zwei- und Mehrstimmigkeit möglich wurde. Der zweifüßige Steg war mit

nur einem Fuß auf den Resonanzkörper aufgeleimt, so daß der andere Fuß durch schnelles Berühren des Resonanzkörpers einen stark schnarrenden Ton erzeugte. Trumscheitspieler erzeugten durch sehr leichtes Auflegen der Finger auf die einzige Greifsaite Flageolettöne, was den Reiz des Trumscheitspiels ausmachte. – Weshalb Grimmelshausen aber seine in der Jugend und besten Manneszeit so geliebte Laute und Harfe durch ein Trumscheit ersetzte, verriet er nicht genau. Nach der Rückkehr von seiner Mummelsee-Reise und Vertiefung in verschiedene Wissenschaften, sogar Alchymie, Astrologie usw. (solche uralten Werke findet man noch heute in den durch alle Kriegszerstörungen geretteten Büchern im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt, der wertvollen Bibliothek aus Beständen früherer, uralter Klosterschulen) scheint diese tiefeingreifende Wandlung in ihm vorgegangen zu sein. Noch tiefergreifend muß aber seine Enttäuschung nach seinem offenbar mißglückten Operngastspiel am badischen Hof gewesen sein. Im 5. Buch, 19. Capitel gesteht er: „Das, was die Grammatici und Schulfüchse wissen müßten, war mir bald verleidet, und ebenso ward ich der Arithmetic auch gleich überdrüssig; was aber die Musica anbelangt, haßte ich dieselbe längst wie die Pestilenz, wie ich denn meine Laute zu tausend Stücken zerschmiß.“ Das ist durchaus begreiflich, nachdem er so verprügelt worden war! Es versteht sich von selbst, weshalb Grimmelshausen sein angeblich in Paris abgestattetes Operngastspiel um viele Jahre vorverlegte, und dann in der Wissenschaft, im Lesen zahlreicher Werke Ersatz für seine zornige Abschwörung der Gesangkunst und des Lautenspiels fand. Am meisten gab ihm die Theologie und Utopia, die er hier mit großer Liebe ausmalt und dadurch offenbar späteren Utopisten die Weichen gestellt hat, auch dem Dichterkönig Goethe für seinen Bildungsroman „Wilhelm Meister“, insbesondere für seine „Pädagogische Provinz“. Daß sein deutsches Empfinden am völlig französisierten Opernbetrieb am badischen Hof im „Neuen Schloß“ kein

Behagen finden konnte, ist durchaus verständlich, wenn man an den hier Maßgebenden, den französischen Ballettmeister Giolet, denkt, der kaum viel mit diesem teutonischen Natursänger und Lautenschlager anzufangen wußte. Und auch Markgraf Ferdinand Maximilian konnte kaum hoffen, seine widerspenstige Ungezähmte, Prinzessin Louise Christine von Savoyen-Carignan, aus der Trutzburg ihrer feindseligen Mutter, dem Paris Palais Soissons, mittels solcher teutschen Gesangkünste, fern jedem Pariser Hofschliff hervorlocken zu können. Um so dankbarer hätte Grimmelshausen ihrem Sohn, dem „Türkenlouis“ zugejubelt bei seinen vielen Siegen, wenn er sie noch erlebt hätte; aber er starb ja schon 1676 in Renchen, wo er 1667 als Bischöflich Straßburgischer Schuldheiß einen vollen Ersatz für seine aufgegebenen Opernsängerpläne gefunden hatte.

Grimmelshausen hat freilich keine der historischen Chronologie des genau erforschten Dreißigjährigen Krieges und seiner folgenden Jahrzehnte peinlich angegliche Identität mit den phantastisch aufgeputzten Extravaganzen seines *Simplicius Simplicissimus* gewahrt; das hätte seine dichterische Freiheit unweigerlich beengt, ihr geradezu geschadet. So verlegte er sein Operngastspiel frischgemut in frühere Jahrzehnte, um 1637–1638, als Bernhard von Weimar Breisach, dann Offenburg belagerte, den Grafen von Götz zurückschlug (bei Wittenweier). Damals gab es nur südlich der Alpen in Florenz, Venedig und Rom Opern, in Paris erst „Ballets de cour“; noch 1647 brachte erst eine italienische Truppe Luigi Rossi's „Orfeo“ einmal nach Paris; Robert Camberg folgte erst 1659 mit einem mißglückten Versuch einer nationalen Oper mit seiner „Pastorale“ in Issy. Von all dem konnte Grimmelshausen nichts wissen, hatte aber dichterische Gründe, seinen *Simplicius* viel früher Opernerfolge pflücken zu lassen, begünstigt durch den Quacksalber Dr. Canard. Diese Vordatierung sollte zugleich das Urbild des Canard, seines Brotherrn auf der Ulenburg (bei Gaisbach) als Schaffner, des Straßburger Arztes und Getränkemischers, ver-

schleiern, wozu seine Klugheit riet. Auch wollte er sein Fiasko, das man annehmen muß, da der Hof ihn zu keiner Wiederholung aufforderte, natürlich bemänteln, wozu dann auch seine dicht dem Orpheus-Erfolg folgenden Blattern betont wurden, die ihn dauernd entstellten; aber derlei konnte ja durch Schminke reguliert werden, von der sein *Simplicius* näheres ausführte. – Wohl hatte schon Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz im Heidelberger Schloß und Garten kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges mit Martin Opitz eine Orfeo-Szene aufführen lassen; das war aber schon vor der Geburt Grimmelshausens in Gelnhausen! Die hohen Ansprüche dieses Kurfürsten und der englischen Königstochter, die er geheiratet hatte, schließen sowieso aus, Grimmelshausens Gastspiel nach Heidelberg zu verlegen. So bleibt das Neue Schloß in Baden der einzige Ort, wo Grimmelshausen seine so genauen Kenntnisse damaligen Opernbetriebs beobachten und erleben konnte. Mag er auch so mancherlei aus dem „*Theatrum Europaeum*“ geschöpft haben, so bestimmt nichts von seinen Opernkenntnissen, vom Aufbau, den Requisiten, Mythologie und Schmink-Sitten der 1660er Jahre!

Ein Bild von authentischer Treue gibt es von Grimmelshausen leider nicht. Dem entspricht aus dem gleichen nur vermutbaren Grunde, daß sogar seine vielen Namen jahrhundertlang nicht eindeutig identifizierbar waren – trotz emsigster Forschungen Ungezählter. Grimmelshausen hatte wohl mancherlei Gründe, im Dunkel zu bleiben, nicht gerade unehrenhafte, aber doch solche, die den zahllosen Vorurteilen und konfessionellen wie moralischen Parteiungen jener kampfdurchwühlten Zeit Rechnung zu tragen hatten.

Erst 1838 wies Echtermeyer nach, sein Name sei nicht Greifensohn von Hirschfeld gewesen, ging aber nicht der Frage nach, ob „Greifensohn“ irgendwie mit dem Greifenwappen der Zähringer in Beziehung zu bringen sei.

Uns aber interessiert hier zunächst, wie er ausgesehen haben mag. Das interessiert begreifli-

cherweise alle, die diesen eigenartigen, hoch- und vielseitig Begabten im Gedächtnis, so manche sogar in ihrem Herzen tragen – als kleinen Parzival, der beim Einsiedler aufwuchs und wie dieser so manche Reifungsprozesse durchmachte bis ins geklärte Alter.

Leider ging niemand den dunklen zwei Jahren nach zwischen seiner Entlassung aus den Diensten der Brüder Schauenburg 1660 und seiner Aufnahme durch den Straßburger Dr. Kyffer, der zugleich Leibarzt des Markgrafen von Baden-Baden war, 1662 als Schaffner auf der Ulenburg. Hier dürfte sein mißglücktes Gastspiel in der Oper im „Neuen Schloß“ in Baden-Baden einzuordnen sein. Aber auch hier gab es keinen Zeichner oder gar Maler, der den „schönen Deutschen“ konterfeit hätte! Wie-

derum aus verständlichen Gründen! Denn seine Neider und Feinde hatten ja alles Interesse, ihn nicht aufkommen oder gar im Gedächtnis bewahren zu lassen. Hierzu hat auch Wolfram Mauser nichts beigebracht, diese zwei Dunkeljahre einfach wortlos übersprungen, wie Rudolf Behrle. Einen Anhaltspunkt sahen Rekonstruktionsfreudige in dem Spitznamen, den ihm weniger Freunde als Feinde anhängten: „Der rote Fuchs!“ Also griff man frohgemut zu Farbstiften und malte ein Phantasie-Porträt mit hängendem Schnurr- und umrahmenden Backenbart, natürlich auch rot, wie die lang auf die Schulter herabfallenden Haare. So übernahm es Peter Valentin auf sein Triptychon-Wandfresko in der Größe von 13 x 3,80 m, das den Rathausaal der Grimmelshausenstadt Renchen zierte, ein mächtiges Buch in der Linken.

Wider den Krieg

*Stelle deine Schlachten ein,
Mars, und lerne milder sein!
Tu die Waffen ab und sprich:
Hin, Schwert, was beschwerst du mich?
Dieser Helm wird nütze sein,
daß die Schwalben nisten drein,
daß man, wenn der Frühling kündigt,
junge Vögel da vernimmt.
Und der brachen Erde Bauch
dient der Spieß und Degen auch:
Nur, daß sie sehen anders aus,
Pflug und Spaten werden draus.
Tritt, was schädlich ist, beiseit!
Hin verdammte Pest und Streit!
Weg ihr Sorgen, weg Gefahr,
jetzo kömmt ein neues Jahr!*

Paul Fleming (1609–1640)

Soldatengräber

*In den felsigen Boden
Des Berges,
Den ihr fallend umkralltet,
Senkte euch schweigend
Einst das letzte Häuflein
Versprengter,
Trauer im Herzen.
Bitternis
Kerbte die Lippen,
Die spröde
Dem Schmerz sich versagten.
Tränen
Lösten erst später
Die Kruste des Stolzes,
Als sie taumelnd
Die rettende Straße
Zur Freiheit erreichten.
Schlaft nun,
Schlaft hier,
Ihr Toten
Vergeblicher Schlachten! –
Ewig
Rauschen die Wälder
Der Heimat
Über euch hin.*

Hans Babrs

Zuletzt standen sie auf der gleichen Seite

Über Turenne, Grimmelshausen und ihre mittelbaren Beziehungen

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Man kann es natürlich mit dem Wort „Zufall“ abtun, aber merkwürdig bleibt es doch! Erstens nämlich: Daß zwischen 1904 und 1919 der Pfarrer Lorenz Eis im Totenbuch der Pfarrei Renchen auf der Seite der Jahre 1675/76 eine Fußnote anfügte des Inhalts: „Am 27. Juli 1675 ist Turenne bei Sasbach gefallen“. Zweitens: Daß auf der gleichen Seite des Kirchenbuchs unter dem Datum des 17. August 1676 der Tod des Schultheißen Johannes Christophorus Grimmelshausen eingetragen worden ist. Drittens: Daß das seltsame Zusammentreffen dieser beiden Namen im Renchener Kirchenbuch den Anstoß dazu gibt, eines Vorfalls zu gedenken, der wenigstens mittelbar mit diesen beiden Namen verknüpft ist. Viertens: Daß der eigentliche Schauplatz des erwähnten Vorfalls nicht in der Ortenau liegt, sondern daß es die alte badische Stadt Ettlingen ist, wo freilich keine Urkunde, kein Chronik-Eintrag davon berichtet. Die letzte Merkwürdigkeit läßt sich leicht erklären. Am einfachsten mit der ersten Eintragung des Ettlinger Stadtverrechners in der Stadtrechnung auf das Jahr 1690. „Dann in der erbarmlichen Verheerung und Zerstörung der Stadt“, so vermerkte er im abstrusen Barockdeutsch der Frühbürokratie, „sind gesambte Schriften im Rauch aufgegangen, also aus Mangel derselben khein Receß formiert hat werden khönnen.“ Aber der Kummer des Rechners über den mit der Vernichtung des mittelalterlichen Ettlingens durch die Truppen des französischen Generals Duras am Tage Mariä Himmelfahrt 1689 unmöglich gewordenen Rechnungsabschluß wiegt leicht gegenüber dem Verlust, den die Ettlinger Lokalgeschichte durch die Vernichtung aller urkundlichen Quellen aus der Zeit vor 1689 erlitten hat. Alles Wissen um Ettlinger Verhältnisse und Begebenheiten im Mittelalter

und in der beginnenden Neuzeit muß daher wohl Stückwerk bleiben; nur da und dort lassen sich Ereignisse, die sich in Ettlingen abgespielt haben, mit Hilfe anderer Zeitdokumente oder sonstiger Zeugnisse nachzeichnen.

Eines davon ist mit dem Namen des Mannes verknüpft, von dem ursprünglich nur ein schlichter Dreikantstein in der Nähe von Sasbach meldete, der Marschall Tyrennius sei 1675 an dieser Stelle „vertötet“ worden. Nun, man weiß: der hier am 27. Juli 1675 fiel, war der Marschall von Frankreich, Henri de Latour d’Auvergne, Vicomte de Turenne. Wie es zum Schlachtentod des Marschalls in dem Gefecht bei Sasbach kam – er dünkte Ludwig XIV. von Frankreich schlimmer als der Verlust von zwanzigtausend Mann – ist umstritten. Es heißt, der Ast eines Nußbaums, in den eine Granate schlug, habe den Marschall niedergestreckt. Der französische General und Turenne-Biograph Maxime Weygand hingegen weist in der Lebensbeschreibung Turennes nach, der Schuß eines kleinen Geschützes habe den Marschall in die linke Seite getroffen. Doch diese, freilich heroischere, Darstellung Weygands ist hier ebenso unwichtig wie die Tatsache, daß bei den Truppen des kaiserlichen Generalleutnant Graf Montecuccoli, die auf den Höhen von Sasbach die Kanonade auf die Franzosen eröffneten, auch der zwanzigjährige Prinz Louis mitfocht – damals noch „Volontaire“, 20 Jahre danach als der „Türkenlouis“ Retter des Reiches vor dem Feind aus dem Osten . . .

Die Episode um Turenne und Ettlingen spielt beinahe dreißig Jahre früher, vor dem Westfälischen Frieden. Der Große Krieg, der längst nichts mehr mit einem Glaubensstreit zu tun hatte, neigte sich seinem Ende zu. Gustav Adolf, Wallenstein, Bernhard von Weimar und



*Vicomte de Turenne, Marschall von Frankreich
gef.: 27. 7. 1675, bei Sasbach/Baden*

Foto: Archiv Zollner, Ettlingen

Tilly hatten die endlosen Kämpfe längst verschlungen, ganze Armeen waren zu Grunde gegangen, Millionen von Bürgern und Bauern waren verdorben, gestorben. Der bayerische Feldherr Franz Mercy schlug sich am Oberrhein mit den Truppen Frankreichs, die von Condé und Turenne geführt wurden. Sie eroberten Philippsburg wieder zurück und beherrschten die Rheinlinie, saugten das Land aus, mordeten, plünderten. Genau wie es Grimmelshausen, zu dieser Zeit Schreiber des Offenburger Kommandanten und Augenzeuge des schrecklichen Geschehens, im „Simplicius Simplicissimus“ schilderte.

Mars und der Kardinal Mazarin regierten die Stunde, und an Frieden wagte schon längst niemand mehr zu denken. Da schloß der Kurfürst von Bayern im März 1647 Waffenstillstand mit

Frankreich – eine üble Lage für Kaiser Ferdinand III., aus der ihm fürs nächste freilich ein glücklicher Zufall heraushalf. Der Abfall der Niederlande ließ Frankreich in Flandern den Spaniern gegenüber allein; Turenne wurde deshalb mit seinen Truppen aus Bayern abberufen. Der Marschall marschierte im April 1647 über den Rhein zurück und überschritt unterhalb Straßburg den Strom. Sein Marschziel war Zabern. Doch kaum war der Rhein überschritten, Zabern erreicht, da trat ein, was Turenne schon lange zuvor befürchtet hatte: Die Weimarischen Reiter meuterten und weigerten sich, unter Turennes Oberbefehl nach Flandern zu ziehen.

Diese Schwadronen aus dem einstigen Heer des Herzogs Bernhard von Weimar, waren nach Bernhards plötzlichem Tod im Jahre 1639 in französische Dienste getreten und hatten – um hier nur die Ereignisse von 1646 kurz zu streifen – zuletzt in Bayern unter Turennes Kommando gefochten. Immer unwilliger allerdings, denn seit mehreren Monaten war ihr Sold ausgeblieben, so daß der Marschall, der die Folgen dieses Soldrückstands voraussah, die Weimarischen Reiter gerne in Bayern zurückgelassen hätte. Wortführer dieser deutschen Reiter war ihr Kommandeur, der Oberst von Rosen. Er begründete in Zabern den „Streik“ seiner Soldaten außer mit den Forderungen nach dem schuldiggebliebenen Sold – so wenigstens ist im Badischen Militär-Almanach von 1855 zu lesen – auch mit der Erklärung, die deutschen Reiter seien nur willens, „für die Freiheit Deutschlands und der Protestanten zu kämpfen“. Doch welche Argumente Oberst Rosen auch vortrug, es half nichts; denn Turennes Kriegskasse war leer. Daraufhin führte Rosen die deutschen Schwadronen auf Straßburger Schiffen aufs rechte Rheinufer zurück und quartierte sich vorübergehend im Raum zwischen Oberkirch und Offenburg ein, also gewissermaßen im „Amtsbereich“ des Offenburger Kommandanturschreibers Grimmelshausen.

Die Meuterei in Zabern muß selbst für die Verhältnisse im Dreißigjährigen Krieg ungewöhnlich gewesen sein. An Zeugnissen dafür fehlt es

nicht. So schrieben zum Beispiel die Badener Jesuiten in ihren Jahresbericht von 1647:

„. . . Die Rebellion des französischen Heeres verursachte aber allerlei Wirren. Die deutschen Dragoner, welche in französischen Diensten standen, hatten ihre Besoldung nicht erhalten; darum verfluchten sie den treulosen Turenne; sie wollten aber auch keinem anderen Führer folgen. So rotteten sie sich zusammen und ließen sich ein halbes Jahr in der Markgrafschaft nieder. Es war große Gefahr, daß sie großes Verderben bringen könnten. Man hielt deshalb öffentliche Gebete ab; wir wandten uns an den allmächtigen Gott, der den Himmel und die Luft lenkt, und baten ihn, er möchte auch die Entschlüsse der rebellierenden Soldaten leiten. In der Tat konnten sie ja die Städte ungestraft plündern. Sie taten es aber nicht; ja, sie fügten auch den schon blühenden Saaten keinen nennenswerten Schaden zu.“

Das trotz der Zaberner Meuterei recht disziplinierte Verhalten der Weimarischen Dragoner läßt sich nur damit erklären, daß sie – im Gegensatz zum Bericht in der Badener Jesuiten-Chronik – doch wohl nicht ohne Führung waren, daß sie vielmehr die Befehle des Obersten von Rosen respektierten. Auch Marschall Turenne kann sie nicht für einen führerlosen, marodierenden Haufen angesehen haben. „Er schickte, im Bewußtsein, wie dringend die Armee in Flandern Verstärkung brauchte, die treugebliebenen Truppen dorthin“, schrieb General Weygand in seiner Turenne-Biographie, „und zögerte selbst nicht, sich nur mit zehn oder zwölf Mann unter die Rebellen zu wagen. Er marschierte mit ihnen den Rhein hinunter in Richtung auf Philippsburg, doch ohne bei ihnen etwas auszurichten“.

Im Gegensatz zu dieser wiederum den Marschall heroisierenden Darstellung Weygands, berichtet der Badische Militär-Almanach, der Marschall sei mit einem Teil seines Heeres ebenfalls bei Straßburg über den Rhein gegangen, „um die Abtrünnigen zum Gehorsam zu zwingen. Er erstürmte das von ihnen besetzte Lichtenau, worauf sie gegen Rastatt zogen. In Stoll-

hofen wurde parlamentiert, aber vergeblich. Die meuterischen Regimenter marschierten am 7. Juli 1647 ab nach Ettlingen“.

Trotz aller Widersprüche: fest scheint zu stehen, daß Turenne es nicht aufgab, die Meuterer wieder auf seine Seite zu ziehen, wenn nicht mit Gewalt, dann eben mit List. Und deshalb zog der Marschall tatsächlich mit den meuternden Reitern unter Oberst Rosen nach Ettlingen. Für ihn und für Rosen war die Stadt kein unbekanntes Gelände. Im Sommer 1644 waren Turenne, sein Generalstab nebst den zwei Kavallerie-Regimentern Rosen und Oysonville in die Stadt gekommen, hatten Quartier gemacht und wie aus einer erhaltenen Bitt- und Klageschrift des Magistrats hervorgeht, „von stundt an, daß alles, was wir hetten, nun ihr eygen wäre, prä-tendiret“. Schließlich hatte sich der Rat der Stadt nicht mehr zu helfen gewußt und deshalb an den damaligen französischen Oberkommandierenden, den Herzog d'Enghien geschrieben: „La ville sera tantost vidée de nous autres habitans auxquels il faudra necessairement mourir de faim.“ Überflüssig zu bemerken, daß weder die Entvölkerung der Stadt, noch die befürchtete Hungersnot sonderlichen Eindruck machten. Nun, am 8. Juli 1647 bezogen die Dragoner Rosens ein Biwack außerhalb der Stadtmauern. Nur Marschall Turenne, seine Begleiter, Rosen und eine Anzahl seiner Offiziere nahmen Quartier in der Stadt selbst. Der Marschall zeigte sich am Abend jenes 8. Juli 1647 anscheinend von jener bestrickenden Liebenswürdigkeit, die ihm alle seine Biographen nachrühmen und lud Rosen und seine Offiziere zu einem Souper ein. Rosen – welcher nach einigen Quellen aus baltischem Adel war – folgte der Einladung ohne Argwohn, doch Turennes Plan war längst gefaßt. Um der Meuterei der deutschen Kavallerie endgültig Herr zu werden, mußte er sich ihres Führers bemächtigen und deshalb „rief er“, so wieder General Weygand, „bei Nacht hundert Musketiere, ließ Rosen fesseln und schickte ihn nach Nancy in die Gefangenschaft“. Turenne hatte diese hundert französischen Musketiere eigens aus Philippsburg kommen lassen. Er



Die Trompeter blasen zum Aufbruch, aber während des Dreißigjährigen Krieges folgten die Dragoner dem Signal nur, wenn der Sold nicht allzulang ausblieb. Andernfalls waren Rebellen wie jene zu Zabern keine Ausnahmen.

Foto: Archiv Zollner

wollte verlässliche Leute für die Ergreifung Rosens, der auf keine Unterstützung durch seine Dragoner rechnen konnte, da sie sich ja außerhalb der Stadt im Biwak befanden. Turenne hatte mit seiner Aktion, die ein wenig an die „geschwinde Exekution“ Wallensteins zu Eger erinnert, vollen Erfolg, so daß Weygang weiter berichtet:

„Der kühne Streich gelang. Fast alle Anführer erklärten sich für den Marschall, fünfzehnhundert nur schlugen sich durch nach Bayern unter der Führung selbstgewählter Offiziere. Turenne verfolgte sie und nahm sie aufs Korn. Dreihundert wurden getötet, dreihundert gefangen, der Rest zerstreut. Nach Beilegung dieses Zwischenfalls, in dem er ebensoviel Langmut wie Geistesgegenwart bewiesen hatte, begab sich Turenne nach Flandern.“

Was aus dem Oberst Rosen wurde, der übrigens in einigen Quellenwerken auch mit dem

Dienstgrad eines Generalmajors oder dem, sicherlich nicht zutreffenden, Range eines Generalleutnants genannt wird, läßt sich Samuel von Pufendorfs Werk „De rebus Suedicis“ nachlesen. Danach blieb Rosen mehr als ein Jahr lang in Nancy gefangen, wurde dann aber auf Verwendung der Königin Christine von Schweden freigelassen. Der größte Teil der von ihm geführten Dragoner blieb trotz der Meuterei von 1647 im Dienst der Krone von Frankreich und erhielt, da weiterhin von deutschen Offizieren befehligt, die Bezeichnung Dragoner-Regiment „Royal Allemand“. Als eine der wenigen königstreuen Truppen begleiteten sie nach Ausbruch der Französischen Revolution Ludwig XVI. und seine Familie auf der Flucht, traten nach deren Mißlingen auf luxemburgisches Gebiet über und wurden dort in das kaiserliche Heer aufgenommen. Zunächst unter dem Regimentsinhaber Graf Neipperg, zuletzt unter

der Bezeichnung k. u. k. Dragoner-Regiment Nr. 12 gehörten sie bis zum Ende des Ersten Weltkriegs der österreichischen Armee an.

Damit wäre zwar die Geschichte von der „Zaberner Rebellion“ und ihre Begleitumstände zu Ende, nicht dagegen die mittelbaren Begegnungen zwischen Grimmelshausen und Turenne. Im Jahre 1648 nämlich marschierte der Marschall von Frankreich, der auf dem Weg nach Flandern auf höheren Befehl hatte umkehren müssen, zusammen mit dem schwedischen Feldmarschall Graf Gustav Wrangel erneut in Bayern ein. Der bayrische Kurfürst hatte den Waffenstillstand vom März 1647 aufgekündigt und wieder für den Kaiser Partei ergriffen. Zu den Truppen des Kurfürsten Maximilian von Bayern stieß auch das Regiment von Elter. Der Freiherr von Elter war der Schwager des Offenburger Stadtkommandanten Hans Reinhard von Schauenburg, und seinem Stab gehörte auch der bisherige Kommandanturschreiber Grimmelshausen als Regimentssekretär an. Es war eine glücklose Partie, an der sich das Regiment Elter beteiligen mußte. Mit den bayrischen und anderen kaiserlichen Truppen von Turenne und Wrangel bei Zusmarshausen geschlagen, zog es sich von Stellung zu Stellung zurück, bis es die Stadt Wasserburg erreichte. Hier hielt Elter mit seinem Regiment den Innpaß und hinderte zusammen mit Kaiserlichen, Bayern und Kroaten den Feind am Überschreiten des Flusses, so daß es Turenne, nach General Weygands Formulierung, zwar gelang, „den Soldaten den Weg nach Austerlitz zu weisen“, aber auch nicht mehr. Während der Oberst die Verteidigung Wasserburgs vom hochgelegenen Schloß aus leitete, hatte sich Grimmelshausen mit der Regiments-Schreibstube im Wasserburger Gasthaus „Zur Goldenen Krone“ einquartiert.

Und noch ein drittes Mal begegneten sich Grimmelshausen und der nun etwa 65jährige Marschall Turenne auf dem „Theatrum Europaeum“, der Schaubühne des Krieges. 24 Jahre nach dem Frieden zu Münster und Osnabrück fiel Ludwig XIV. von Frankreich in Holland

ein, und 1673 verlagerte sich dieser „holländische Rachekrieg“ wie so viele Kriege vor und nach ihm an den Oberrhein. Im Herbst des gleichen Jahres drängte Montecuccoli mit seinem das französische Heer unter Turenne zwar vorübergehend bei Philippsburg über den Rhein zurück, aber er konnte doch nicht auf Dauer verhindern, daß der Feind wieder auf dem rechten Rheinufer und mithin auch in der Ortenau wieder erschien; raubte, plünderte, mordete. Die Menschen flohen von Haus und Hof, brachten sich und ihre Habe in den Wäldern in Sicherheit; was man im Dreißigjährigen Kriege erlebt, war noch längst nicht vergessen. Da wurde auch der Schultheiß von Renchen, der Herr Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, vom Dichter und Weltweisen noch einmal zum Soldaten. Angeblich schloß er sich dem Ortenauer Landsturm an; sicher erfuhr er vom Ende des Marschalls Turenne.

Aber Grimmelshausen, jetzt um die Mitte der Fünfzig, war längst kein Götzischer Dragonerjunge, kein „rotziger“ Musketier und kein grüner Jäger mehr. Die Strapazen eines Feldzugs waren stärker als der alte Soldat, und der Tod warf ihn nieder. Nicht auf dem Schlachtfeld, sondern zu Renchen, in seinem Haus und im Kreis der Familie, die trotz der Kriegswirren dort zusammengetroffen war. Der Schultheiß sei ein ehrenwerter Mann von hohen Geistesgaben gewesen, erwähnte der Renchener Pfarrer Caspar Beyer ausdrücklich beim Eintrag ins Totenbuch der Pfarrei. Er bewies damit, daß er das Ungewöhnliche in der Person des Dahingeschiedenen erkannt hatte.

Daß er auch das Ungewöhnliche im Leben Grimmelshausen bemerkte, daß er um das seltsame Gegenüberstehen von Grimmelshausen und Turenne gewußt haben muß, zeigte gut 300 Jahre nach seinem Vorgänger Beyer der – ausgerechnet von Ettligen stammende – Renchener Pfarrer Lorenz Eis, als er die Namen beider durch die Fußnote unter Grimmelshausens Sterbeeintrag zusammenbrachte. Man kann das natürlich mit dem Wort „Zufall“ abtun, aber merkwürdig bleibt es auch dann noch . . .

Quellen-Literatur:

Badischer Militär-Almanach, Jg. 2 und 3. Karlsruhe 1855, 1856

Kast, Augustin: Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770. Bühl o. J.

Pufendorf, Samuel von: De Rebus Suedicis. Lib. XIX
Schreiber, Georg: Des Kaisers Reiterei. Österreichische Kavallerie in vier Jahrhunderten. Wien 1967

Schwarz, Benedikt: Geschichte der Stadt Ettlingen. Ettlingen 1900

Seeger, Karl von: Marschallstab und Kesselpauke. Stuttgart 1941

Weygand, (Maxime) General: Turenne. München 1937

Dank für Unterstützung und Auskünfte schuldet der Verfasser: Pfarrer Albert F. X. Bissinger, Erzbisch. Kanzleidirektor; Dr. Franz Hundsnurscher, Erzbisch. Oberarchivrat und Pfarrer Karl Hartmann, Renchen.

Frieden

*Von dem Turme im Dorfe klingt
ein süßes Geläute;
man sinnt, was es deute,
daß die Glocke im Sturme nicht schwingt.
Mich dünkt, so hört' ich's als Kind;
dann kamen die Jahre der Schande;
nun trägt's in die Weite der Wind,
daß Frieden im Lande.*

*Wo mein Vaterhaus fest einst stand,
wächst wuchernde Heide;
ich pflück', eh' ich scheide,
einen Zweig mir mit zitternder Hand.
Das ist von der Väter Gut
mein einziges Erbe;
nichts bleibt, wo mein Haupt sich ruht,
bis einsam ich sterbe.*

*Meine Kinder verwehte der Krieg;
wer bringt sie mir wieder?
Beim Klange der Lieder
feiern Fürsten und Herren den Sieg.
Sie freun sich beim Friedensschmaus,
die müß'gen Soldaten fluchen –
ich ziehe am Stabe hinaus,
mein Vaterland suchen.*

Ricarda Huch (1864–1947)

Das Pfeiferhänsle von Niklashausen

Carlheinz Gräter, Lauda

Zwischen das Gedenkjahr des großen Bauernkriegs und das Jubiläumsjahr der Staufer schiebt sich ein drittes historisches Saekularereignis, die Niklashäuser Fahrt des Frühjahrs 1476. Während Landesregierung und Staufergemeinden für 1977 einen Riesenetat und glänzenden Festkalender vorlegen, blieb das offizielle Echo auf die Revolution des Jahres 1525 aus. Die Stauerhistorie bietet nun mal eine dankbarere Folie der Darstellung als die Erhebung des gemeinen Mannes in Stadt und Land.

Dies gilt doppelt für die Geschichte des Paukers oder Pfeiferhänsle von Niklashausen, Hans Böhm. Sein sozialrevolutionäres Programm, 50 Jahre vor dem Bauernkrieg verkündet, übertrifft an Radikalität Müntzers Thesen ebenso wie die Forderung nach einer Bauernrepublik, wie sie der Kraichgauer Pfarrer Anton Eisenhut verfocht. Noch immer wird das Niklashäuser Geschehen als bloßes „Vorspiel des Bauernkriegs“ unterschätzt. Dabei wird die religiöse und soziale Gärung im Spätherbst des Mittelalters nirgends schärfer spürbar; über keinen bäuerlichen Revolutionär im vorreformatorischen Deutschland sagen Archivalien, Volkslied und Chronik bereitwilliger aus, als über den blutjungen Hirten und Dorfmusikanten Böhm. Einer schlüssigen Deutung hat sich der Pauker von Niklashausen trotzdem entzogen. Gegenwärtig sitzt der Würzburger Historiker Klaus Arnold an einer Habilitationsarbeit über Böhm, die neue Aufschlüsse erwarten läßt.

Am Sonntag Laetare des Jahres 1476, am 24. März, als die Bauern im Taubertal den Winter austreiben und den Sommer in festlichem Umzug einholen wollten, erscheint in Niklashausen, einem Steinhauerdorf an der unteren Tauber, der Sonntagsmusikant Hans Böhm aus Helmstadt bei Marktheidenfeld. Anstatt, wie

gewohnt, zum Tanz aufzuspielen, verbrennt er seine Pauke, steigt auf eine umgestürzte Weinkufe und erzählt der neugierig zusammenströmenden Menge, die Mutter des Herrn sei ihm erschienen, nachts, draußen auf der Weide, und habe ihm befohlen, die Menschen zur Buße aufzurufen. Sie alle sollten ihre Hoffart und Verstocktheit aufgeben, denn der Zorn Gottes auf das Menschengeschlecht sei groß. Auch wolle Maria zu Niklashausen, einem früheren, inzwischen arg vernachlässigten Wallfahrtsort, mehr verehrt werden als irgendwo sonst auf der Welt. Hier könne man auch vollkommeneren Ablauf seiner Sünden erlangen als zu Rom.

In den folgenden Wochen setzt Böhm sein Predigen fort. Immer heftiger schlagen nun aber auch Pfaffenhaß und Anklagen gegen weltliche und geistliche Obrigkeit durch. Je entschiedener der Hirte die Gleichheit aller Christenmenschen schon hier auf Erden predigte, um so eifriger war der Zulauf vom Odenwald und Maintal, vom Kocher und Neckar, aus Baiern und vom Rhein.

Der nüchtern gewissenhafte Würzburger Geschichtsschreiber Lorenz Fries, dem noch die Originalakten vorlagen, schätzt die Zahl derer, die hier an den Wochenenden zusammenströmten, auf 40000. „Und war der Gruß unter ihnen nicht anders, denn Bruder und Schwester.“

Boshaft vermerkt ein anderer Chronist über das sonst wenig geschwisterliche Drum und Dran: „Der Wein war im vorigen Jahr wohl geraten, gut und wohlfeil, da wurden wegen der Volksmenge bei zwei Meilen um Niklashausen im Feld Tavernen aufgeschlagen, da man Wein ausschenkte und den Wallern zu essen gab. Die Waller wurden vom Franken- und Tauberwein wohl bezechet, nachts lag im Felde Weib und Mann beieinander, und ging nit alle Sach gleich zu . . .“

Ein Vierteljahr geht dieses wilde Wallfahren. Alle Verbote der Obrigkeit nutzen nichts. Der Erzbischof von Mainz, in dessen Diözese Niklashausen liegt, mahnt umsonst. Der Landesherren, der Graf von Wertheim, rührt keinen Finger.

Dagegen schickt der Fürstbischof von Würzburg Rudolf von Scherenberg, aus dessen Dorf Helmstadt der Pauker stammt, Anfang Juni Spitzel, die ihn auf dem laufenden halten. Schließlich singen die Wallfahrer im Taubergrund längst so aufreizende Kehrreime wie –

Wir wollen es Gott im Himmel klagen!

Kyrie Eleison!

Daß wir die Pfaffen nicht zu Tod sollen schlagen!

Kyrie Eleison!

Als Hans Böhms am Sonntag vor Kiliani die Männer auffordert, sie sollten sich am kommenden Sonnabend in voller Wehr, ohne Frauen und Kinder einfinden, er habe ihnen auf Befehl der Muttergottes drei ernste Worte zu sagen, schlägt Scherenberg zu. In der Nacht vor dem Waffenappell läßt er das Pfeiferhänsle von Reitern aus dem Bett entführen und nach Würzburg auf die Veste Marienberg schaffen. Die Masse der Wallfahrer verläuft sich darauf. Es sollen jedoch noch immer mehr als 10000 Mann gewesen sein, die mit brennenden Kerzen vor Unserfrauenberg zogen, um ihren heiligen Jüngling zu befreien. Wie einst vor dem Schall der Posaunen die Mauern Jerichos, sollten nun die Festungswerke vor ihrem frommen Gesang zusammenstürzen. Ein paar Kanonenschüsse und eine Reiterattacke trieben den Zug auseinander.

Hans Böhms wird ein kurzer Prozeß gemacht. Am 19. Juli steigt er auf dem Schottenanger hinterm Jakobskloster am Main auf den Scheiterhaufen. Während der Henker im roten Rock das Holz anzündet, singt er mit heller Stimme Marienlieder.

Dann ersticken Rauch und Flammen sein Wehklagen.

Die Asche des Ketzers wird vom Henker in den Main gestreut. Trotzdem graben seine Anhänger nachts den Richtplatz um und bergen eine Handvoll Aschenerde. Die Wallfahrt nach Niklashausen ebbt nur langsam ab. Das Jahr darauf läßt der Mainzer Erzbischof die Dorfkirche als „Stätte und Asyl des Irrtums“ abreißen.

Lange noch treffen sich, allen Drohungen zum Trotz, die fanatischen Anhänger des Pfeiferhänsle nachts in der Ruine. Erst im Jahr 1518 dürfen die Niklashäuser wieder eine Kirche errichten. Sie haben sich dann besonders entschieden der Reformation Luthers zugewandt. Soweit die Handlung der „Niklashäuser Fahrt“, wie sie in zahlreichen Chroniken der Zeit erzählt wird.

Die Anklage der Ketzerei allein konnte den Feuertod Hans Böhms kaum rechtfertigen. Der kirchliche Ritus wurde während der Wallfahrt eingehalten. Wegen des Ablasses hatte Böhms die Leute stets an den Pfarrer verwiesen. Obwohl man ihm Wunderheilungen nachsagte, hatte er niemals eine sakramentale Handlung vorgenommen.

Was das Pfeiferhänsle auf den Scheiterhaufen brachte, war seine Predigt zum Umsturz. Nicht ohne Grund hatte Scherenberg hinter den drei geheimnisvollen Worten die Losung „Auf nach Würzburg“ vermutet, wo die Bürgerschaft mit den revolutionären Parolen des Predigers von der Tauber sympathisierte.

Ein Spitzelbericht hat uns die Kernsätze der Böhmschen Predigten überliefert. Hier heißt es:

„Gott habe das Menschengeschlecht dadurch strafen wollen, daß Wein und Korn auf den Kreuzestag erfrieren sollten, aber er habe das durch sein Gebet abgewendet.

Wer hier in Niklashausen Gnad erlange, dem fahre die Seele, wenn er sterbe, vom Mund auf in den Himmel.

Die Fische in dem Wasser und das Wild auf dem Feld sollten gemeinsam sein.“

Alle diese Gedanken passen noch nicht ganz in das Bild eines schwärmerischen Bußpredigers, der die eingeschlafene Wallfahrt zur Muttergott-

tes von Niklashausen wieder beleben will und seinen bäuerlichen Zuhörern den Zorn Gottes anhand nächtlicher Maifröste veranschaulicht. Die Forderung nach freier Fischwaid und Jagd schließlich wiederholte nur gängige bäuerliche Vorstellungen vom guten alten Recht. Dann aber fallen Sätze wie Hammerschläge:

„. . . wie der Kaiser ein Böswicht sei und mit dem Papst ist es nichts.

. . . der Kaiser gibt einem Fürsten, Grafen, Ritter und Knecht geistlich und weltlich Zoll und Steuern über das gemein Volk, ach weh ihr armen Teufel!

. . . die Geistlichen haben viel Pfründ, das soll nicht sein . . . sie werden erschlagen, und bald wird es dazu kommen, daß der Priester seine Platte gern mit der Hand bedecken möchte, damit man ihn nicht erkennt.

. . . wenn die Fürsten, geistlich und weltlich, auch Grafen und Ritter soviel hätten wie der gemein Mann, so hätten wir alle gleich genug.

. . . es kommt dazu, daß die Fürsten und Herren noch um einen Taglohn müssen arbeiten.“

Wie kam dieser fränkische Dorfhirte zu diesem Umsturzprogramm, dieser Untergangsvision der mittelalterlichen Ständewelt und feudalen Herrschaft? Schon die zeitgenössischen Quellen berichten von Hintermännern und Betrug. Zeugen sagten im Verhör aus, dem Pfeiferhänse sei nachts auf der Weide ein Teufelsbeschwörer im weißen Gewand begegnet und habe ihm eine Marienerscheinung vorgegaukelt. Der Ortspfarrer habe dem Böhme eingeblasen, um die früher so einträgliche Wallfahrt zu dem Niklashäuser Madonnenbild wieder zu beleben.

Schließlich seien noch Herren vom Adel im Spiel gewesen, ein Thunfeld, ein Vestenberg und zwei von Stetten, die anscheinend mit der hohen Geistlichkeit ein Hähnchen zu rupfen hatten. Ihnen wie dem Pfarrer sei es vor allem um das Geld im Opferstock gegangen.

Hans Böhm selbst hat auf der Folter bekannt, alles sei eitel Phantasie und Täuscherei und „um Geldes willen geschehen“. Die Zeitgenossen bezeichneten ihn als „simplicianus“, als einen

Einfaltspinsel. Der junge Hirte habe den Betrug nicht durchschaut und dafür büßen müssen, während Pfarrer und Junker rechtzeitig geflohen seien.

Hatten also nur gewinnsüchtige Hintermänner den jungen Schwärmer als Werkzeug und Opfer mißbraucht? Diese Schlußfolgerung erscheint auf den ersten Blick zwingend. Aber ließen sich dann auch Zehntausende von Wallfahrern, ließen sich auch die Bauern aus der Umgebung, die ihren Pauker und ihren Pfarrer kannten, ließen sich auch die sich ein Vierteljahr und noch länger an der Nase herumführen? Hätten sie nicht den Betrug durchschauen müssen, wenn es nur um das Geld im Opferstock gegangen wäre? Und wie verträgt sich die radikale Sprache Böhms, seine Verdammung aller feudalen Privilegien, sein Pfaffenhaß, seine Pfaffenverachtung noch mit den Absichten klerikaler und adliger Drahtzieher? Tanzte er wirklich nur als deren Marionette in einem Bauerntheater mit schauerlichem Aktschluß?

Daß am Anfang der Niklashäuser Wallfahrt Betrug des Dorfpfarrers, vielleicht auch adliger Hintermänner stand, läßt sich nach allen Zeugnisaussagen über die Marienvision des Gauklers, nach der Flucht des Pfarrers und der vier Adligen, nach dem Urteil eines so wohlinformierten Chronisten wie des Würzburger Kanzleirats Fries kaum mehr verneinen. Die Kette der Indizien wiegt da einfach zu schwer.

Genausowenig läßt sich aber leugnen, daß Hans Böhm immer aufreizender zum Aufruhr, zur kommunistischen Gütergleichheit predigte. Hier klappt ein Widerspruch.

Der Volkskundler Will-Erich Peuckert, der sich sein Leben lang mit der mystisch-magischen Nachtseite der Geschichte beschäftigt hat, ist diesem Widerspruch nachgegangen. Er weist zunächst einmal auf die merkwürdige Legierung rein bäuerlicher und abstrakt sozialrevolutionärer Thesen in Böhms Predigten hin. Die Erhöhung des lokalen Ablasses und Madonnenkults zu einer Gnadenquelle besonderer Art mochte noch der Pfarrer oder Gaukler eingeflüstert haben. Die Freiheit von Weide, Was-

ser, Wald und Jagd war ein volkstümlicher Rechtsanspruch, der Pfaffenhaß in den geistlichen Territorien Frankens allgemein.

Im Hochstift Würzburg hatte der Fürstbischof Scherenberg, persönlich ein untadeliger Mann, nach der Mißwirtschaft seiner Vorgänger ein übel verschuldetes Staatswesen übernommen und die Steuerschraube entsprechend hart ange dreht. Einer seiner Beamten verglich 1476, im Jahr der Niklashäuser Fahrt, den Bauernstand Frankens mit einem überschwer beladenen Wagen: „Legt man noch ein Ei drauf, so können die Pferde den Wagen nicht mehr ziehen.“

Wenn aber das Pfeiferhänsle plötzlich Papst und Kaiser als Bösewichter abkanzelt, wenn er prophezeit, Fürsten und Herren müßten noch um einen Taglohn arbeiten, so hätten alle gleich genug, dann sprengt solche Forderung die Norm bäuerlichen Denkens. Der Bauer will sein Recht, aber keine Gleichmacherei. Er will seine Ordnung, auch seinen Kaiser und Fürsten, aber keine Herrschaft der Habenichtse. Hier mußten dem Pauker andere Stimmen souffliert haben. Aber welche?

Der Name des Hirten, Hans Böhm, scheint einen Fingerzeig zu geben. Böhmen, die Heimat der Hussiten, grenzte ans Fränkische. Die Beziehungen beider Landschaften im Spätmittelalter waren vielfältig. Die hussitische Propaganda hatte auch im Taubergrund die Geister entzündet. 1429 endete in Lauda der Pfarrer Johannes Ruyger als hussitischer Ketzer auf dem Scheiterhaufen. 1447 hatte man 100 Anhänger der Huß'schen Lehre aus dem Taubertal in Würzburg eingesperrt, wo sie erst der Abt von Brombach wieder zum alten Glauben brachte. Schließlich soll ein fahrender Mönch von der böhmischen Grenze, der bei Niklashausen in einer Höhle hauste und kurz vor der Verhaftung des Pfeiferhänsle nach Aschaffenburg abtransportiert worden war, den jungen Böhm beschwätzt haben.

Auch Johannes Huß hatte den gesetzlichen Zehnten verworfen, seine Anhänger forderten die Freiheit von Weide, Wasser und Wald

ebenso wie die Gütergemeinschaft; Kaiser und Papst hatten sie längst abgeschworen.

Aber wie verträgt sich das angebliche Hussitentum Böhms dann mit seiner Marienverehrung, seinem Festhalten an der Messe, seiner Ablaßgläubigkeit? Auch mit dem Stichwort Huß kommen wir nicht viel weiter. Peuckert vermutet nun wohl mit Recht, daß der junge sensible Hirte während seines Predigens allmählich von revolutionären Elementen unter den Wallfahrern, unter denen sich auch viele Landfahrer und Städter befanden, überwältigt und mitgerissen wurde.

Wahrscheinlich wurde nach den Predigten in der Taverne, in den Zelten der Marketender, später im engeren Zirkel, heftig weiter diskutiert. Dabei werden sprachmächtigere Schwarmgeister, fahrende Scholaren, Anarchisten, verkrachte Intellektuelle, das große Wort geführt haben. Sie kannten die revolutionäre Literatur, die gewichtigen Reform-Traktate wie die Flugblätter mit ihren eingängigen Schlagworten.

In diesem politischen Untergrund, den es damals wie heute gab, mischten sich die Elemente religiöser und sozialer Gärung, hier wird sich der – wie die Marienvision beweist – leicht entzündliche Franke Hans Böhm mit den sozialrevolutionären Ideen infiziert haben. Erst nach den Disputen mit den hartgesottenen Kunden der Landstraße konnte dieser Schweinehirt wohlhabenden Bauern und fremden Stadtleuten zurufen: „Wenn Fürsten und Prälaten soviele hätten als der gemeine Mann, so hätten wir alle genug! Ach weh, ihr armen Teufel!“

Hier sprach kein bäuerlicher Bußprediger, kein marianischer Schwärmer mehr, hier grollte es aus dem Untergrund einer dem Pfeiferhänsle wesensfremden Welt. Und nun wird auch klar, weshalb sich die Räte und Hauptleute des fränkischen Bauernkriegs, fast durchweg ländliche kleinstädtische Honoratioren, niemals auf die Tradition der Niklashäuser Fahrt berufen haben. Hier die schwärmerische Offenbarung aufgrund einer Marienvision, dort der Verweis auf die Heilige Schrift oder die politisch-rechtli-

che Billigkeit; hier die radikale Verneinung der höchsten Autoritäten, dort die Anerkennung landesfürstlicher und kaiserlicher Gewalt. Hans Böhm forderte gleichen Besitz, das fränkische Bauernheer gleiches Recht für alle.

Der heilige Jüngling von der Tauber endete, wie er begonnen hatte, Marienlieder singend, als der reine Tor. Dieser Hans Böhm war kein zielbewußter Demagoge, er war Verführer und Verführter zugleich.

Anmerkung:

Eine vom dargebotenen Material her noch immer unentbehrliche Darstellung „Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niklashausen“ hat C. A. Barack 1858 im Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 14, Heft 3, gegeben. Die hier skizzierten gegensätzlichen Anschauungen finden wir bei Will Erich Peuckert: „Die große Wende. Das

apokalyptische Saeculum und Luther“, Hamburg 1948, 2. Aufl. Darmstadt 1966, und Günther Franz: „Der deutsche Bauernkrieg“, mehrere Aufl., zuletzt Darmstadt 1975. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Hans Böhms bietet die Sondernummer des „Gambürger. Mitteilungsblatt der Ländlichen Heimvolkhochschule Gamburg“, Dezember 1975 unter dem Titel: „Der Pfeiferhans von Niklashausen“. Als Herausgeber zeichnet Albert Emmerling.

Am Morgen

*Die Wand vor meinem Schlaf wird hell und groß,
ich löse leicht mich aus dem Traume los
und fühle, wie mich halb die andre Welt
und halb schon dieses helle Dasein hält.*

*Durch offne Fenster flutet Kühle ein,
die Sonne spendet sich wie gelber Wein.*

*Vom Lichtgetränk berauscht ist alles Blut
und taucht verjüngt aus Nacht und Traumesflut.*

*Noch einmal sinke ich zurück in Dunkelheit,
indes mein Blut sich tönend schon befreit
und anhebt, mit den groß' und kleinen Dingen
des Daseins gnadenvolle Frist zu singen.*

Otto Gillen

Bedeutende Namen der Geschichte in Ettlingen

Albert Franz Xaver Bissinger, Freiburg

Zweimal mußte im Verlauf des 16. Jahrhunderts Ettlingens antike Kostbarkeit, der Neptunstein, ins Exil gehen. Das erste Mal im Jahre 1513. Erst 1550 erhielten ihn die Ettlinger wieder zurück, um ihn 1569 erneut hergeben zu müssen. In der Freude über die Rückgabe ließen die Ettlinger den Votivstein, der für sie eine „antiquitet war, daher die statt ihres namens ursprung empfangen, op der Albprucken zur gedechtnus mit ausgehauener underschrift“ und mit einem grazilen in Sandstein ausgeführten Renaissancerahmen wieder einmauern. Der Weihstein befindet sich heute im Albgäumuseum, an der Rathausbrücke ist eine Kopie angebracht. Die „ausgehauene underschrift, welcher gestalt solche antiquitet erfunden“, ist original und immerhin eine Sandsteintafel von nahezu 1 × 2 m Ausmaß. Neptunstein und Gedächtnistafel überdauerten erstaunlicherweise zusammen mit nur wenigen anderen Kunstdenkmalern (St. Georgs-, Narren-, Metzen- und Delphinbrunnen im markgräflichen Schloß), aber wohl das Kostbarste, die Zerstörung Ettlingens am 15. August 1689 durch die Truppen des Sonnenkönigs. Der Text der Tafel, in gutem Humanistenlatein abgefaßt, stammt von Caspar Hedio, der sich selber auf der Tafel als Ettlinger Bürger ausweist. Hedio, evangelischer Theologe und berühmter Humanist, ist 1494 in Ettlingen geboren und starb 1552 als Münsterprediger in Straßburg, also kurz nach der Rückkehr des Neptunsteins, zu welchem Anlaß er den Text der Tafel verfaßt hatte. Nach dem Geschmack der Zeit hatte Hedio, nach welchem das evangelische Gemeindehaus in der Ettlinger Albstraße benannt ist, seinen gut deutschen Namen Heyd in Hedio latinisiert. Hedio verlegt die Gründung Ettlingens auf seiner Tafel ins Jahr 1111 vor Christi Geburt. Of-

fensichtlich folgt er hier seinem ebenfalls berühmten Landsmann Franciscus Irenicus, der als Humanistenfreund mit seinem ursprünglichen Namen Friedlieb ähnlich wie Hedio verfahren war. Beide Humanisten und evangelische Theologen, hatten zusammen mit dem berühmten Reformator Philipp Schwarzerd aus Bretten, der seinen Namen in Melanchthon gräzisierte, die markgräfliche Lateinschule in Pforzheim besucht. Irenicus wurde lange Zeit als der erste Ettlinger Pfarrer, der mit der neuen Lehre sympathisierte, angesehen. Als solcher soll er auch den Friedhof von der Martinskirche weg vor die Stadt verlegt haben. Dieser fand 1527 eine neue Stätte auf dem Areal der heutigen Herz-Jesu-Kirche und des nunmehrigen alten Friedhofs. Von der Verlegung berichtet auch die Tafel an der Mauer des Friedhofs in der Durlacher Straße, worauf ebenfalls Franciscus Irenicus als Pfarrer von Ettlingen genannt wird. Neueste historische Forschungen stellen allerdings in Frage, ob Irenicus Pfarrer in seiner Heimatstadt gewesen war. Doch scheint er von Markgraf Philipp von Baden auf diese Stelle präsentiert gewesen zu sein. Von Irenicus stammt eine Exegesis Germaniae, eine Geschichte Deutschlands. Zwei Ausgaben, 1518 und 1570 gedruckt, wurden zusammen mit zwei Chroniken Hedios am 29. Mai 1975 aus dem Ettlinger Albgäumuseum gestohlen. Die Exegesis Germaniae war so bedeutend, daß die sogenannten Bollandisten bei Irenicus abschrieben. Sie übernahmen Angaben über den seligen Markgrafen Bernhard von Baden. Diese spielen noch heute bei dem gegenwärtig in Rom schwebenden Heiligsprechungsprozeß eine Rolle und haben eigentlich so ihren Ursprung in Ettlingen. Irenicus berichtet in seiner Exegesis ausführlich auch vom Schicksal des

Ettlinger Neptunsteins. Auch er meint, daß die Stadt einst Neptingen hieß und so ihren Namen von dem Römergott herleitet.

Doch enthält Hedios Tafel nicht nur Daten, die sich auf den ersten Blick als Überschwänglichlichkeit eines von der Antike berauschten Humanisten entpuppen, sondern auch historisch echte Angaben. Nachdem Hedio die Auffindung des Weihesteins durch Andreas Hauer im Jahre 1480 bei der Reinigung eines Weiher nach einer Überschwemmung am sogenannten Burgstall und seine Anbringung an der Brücke über die Alb, die *utraque oppida*, also beide Städte (Übertreibung der beiden Stadtteile) trennt, unter dem Turm berichtet hatte, bringt er nun ganz große Namen der Geschichte. Als erster erscheint Kaiser Maximilian I. (1459–1519), Freund der schönen Künste und selber begeisterter Humanist und Schriftsteller. Genannt seien hier sein „Theuerdank“ (d. i. ein Mann,

der auf Abenteuer denkt) und sein „Weißkunig“, die stark autobiographische Züge aufweisen. Sie waren mit kostbaren Holzschnitten ausgestattet, deren Entwürfe zum Teil von dem beim Volk hochgeschätzten Kaiser selber stammten. Kein Wunder, daß er, zu dessen künstlerischen Beratern der Augsburger Altertumsforscher Konrad Peutinger und der humanistisch gesinnte Hofgelehrte Stabius zählten, als er durch Ettlingen kam, von der Antiquität entzückt war und den Motivstein abzeichnen ließ. Wie im *Itinerarium Maximiliani* 1508 bis 1518 festgehalten, kam der „letzte Ritter“ am 25. April 1511 von Baden aus nach Ettlingen und zog nach Pforzheim weiter.

Der Kaiser wollte als Sammler solcher seltener antiker Funde den Weihestein haben. Er verhandelte deswegen mit dem Rat der Stadt, welcher sich aber gar nicht geneigt zeigte, der Majestät zu Willen zu sein. Erst durch Vermittlung

Neptunstein mit Originaltafel Hedios am Rathaus in Ettlingen

Foto: A. F. X. Bissinger, Freiburg



des Markgrafen Christoph von Baden erhielt er dann doch den Stein. So wanderte Neptun nach Weissenburg, in's nämliche Weissenburg, dessen Äbte einst die Herrschaft an der Alb ausübten und das durch die erste deutsche Evangelienharmonie (860) seines Konventualen Otfrid unzertrennlich mit der deutschen Geschichte und der Sprache der Deutschen verbunden ist. Stolz künden heute noch in der Stadt über dem Rhein romanische und gotische Teile der ehemaligen Abteikirche von dieser Vergangenheit und lassen bei einem Besuch dort das Herz eines Ettlingers höher schlagen, wenn er an die Verbundenheit der beiden Städte denkt, die ehemals kein Rheinstrom zu trennen imstande war. Im Jahre 1513 nun kam also Neptun nach Weissenburg. Im selben Jahr, da Maximilian den Ettlinger Neptunstein erwarb, „erbettelte“ er sich auch im nahen Speyer vom Domkapitel den Codex aureus, einst ein Geschenk Heinrichs III. an den Dom. Die Speyrer Domherren gaben ihn ebenso „schweren Herzens“, wie die Ettlinger Ratsherren ihren Neptunstein, an den Kaiser weg. Der „Goldene Band“ befindet sich heute in Spanien im Escorial. Dort schenkte Kaiser Maximilian die antike Kostbarkeit aus Ettlingen dem edlen Herrn Walther von Cronberg, des Deutschen Ordens Meister, wie Hedios Tafel weiter erzählt. Daß der Kaiser dieses Geschenk ausgerechnet dem Deutschordensmeister machte, braucht nicht zu verwundern. Die Deutschordensmeister standen zum Kaiser in einem besonderen Verhältnis. Welche Vertrauensstellung genoß etwa der vierte Hochmeister des Ordens Hermann von Salza (1210–1239), der die Kolonialisierung des Ostens einleitete und der engste politische Berater und das „treue Selbst“ Kaiser Friedrich II. (1194–1250) gewesen war! Die Hochmeister waren wie die Bischöfe, denen sie im Rang gleich waren, Reichsfürsten, die zum Reich hielten und keine leiblichen Erben hatten, für die sie die Nachfolge erhalten mußten. Sie waren zugleich Ordensmänner, die das dreifache Gelübde abgelegt hatten. Die Hochmeister wurden jeweils vom Ordenskapitel gewählt.

Nun hatte sich seit den Zeiten Friedrich II. und Hermann von Salza's vieles gewandelt in Deutschland. Die große Glaubensspaltung – und in ihrem Gefolge große politische Umwälzungen – warf ihre Schatten voraus. Walther von Cronberg war auch noch nicht Hochmeister, noch nicht einmal Deutschmeister, wie die zweite Dignität des Ordens genannt wurde, sondern Landkomtur (in der Sprache unserer Orden heute etwa: Provinzial), allerdings ein mächtiger, als er 1513 den Neptunstein aus Ettlingen geschenkt bekam. 1523 trat der Hochmeister Albrecht Achilles von Brandenburg (also ein Hohenzoller) zum neuen Glauben über. 1525 legte er den Ordensmantel ab und nahm den östlichen Teil des Ordenslandes als erbliches Herzogtum vom polnischen König zum Lehen, eine Entwicklung, die sich allerdings schon zu Ende des 15. Jahrhunderts anbahnte, als der Orden durch den zweiten Frieden von Thorn schon einmal Vasall des Polenkönigs geworden war. 1526 wählte das Ordenskapitel zu Mergentheim Walther von Cronberg zum Deutschmeister. Ihm wurden auch die bisher vom Hochmeister verwalteten vier Kammerballeien übertragen. Cronberg konnte sich ab 1527 „Administrator des Hochmeisterthumbs in Preußen und Meister Teutschs Ordens in Teutschen und Welschen Landen“ nennen, nachdem ihm der Kaiser, nun schon Maximilians Enkel, Karl V. die Verwaltung des Hochmeistertums, von dem aber nur mehr Livland übriggeblieben war, übertragen hatte. 1530 übertrug Karl V. schließlich Cronberg auch die Hochmeisterwürde. Das steht nicht im Widerspruch zum Grabdenkmal Cronbergs in der Marienkirche (Dominikanerkirche) zu Mergentheim, auf dem Cronberg noch als Administrator bezeichnet wird. Cronberg ließ das Grabmal in der Werkstatt des berühmten Erzgießers Peter Vischer in Nürnberg, Jahre vor seinem Tod, als er noch Administrator war, gießen. Die Todesdaten wurden erst nach seinem Tod eingraviert, wie auf dem Grabmal noch deutlich zu sehen.

Der neue Ordensmeister hatte sein Amt in einer



Relief Maximilian I. am „Haus zum Walfisch“ in Freiburg (heute Städtische Sparkasse), das der Kaiser bauen ließ

Foto: Bissinger

für den Orden sehr schweren Zeit übernommen. Nicht nur der Verlust des Ordenslandes belastete seine Amtsführung, auch die deutschen Balleien (Ordensprovinzen) hatten gegenüber den evangelischen Reichsfürsten und Reichsstädten einen schweren Stand. Die evangelischen Stände erhoben Ansprüche auf Ordensgebiet und Ordensbesitz, aber auch katholische Fürsten suchten sich auf Kosten des Ordens zu bereichern.

Mergentheim war Residenz des Hochmeisters

geworden. Die für die Bürger der Stadt wohl wichtigste Entscheidung traf der Hochmeister auf einem Kapitelsgespräch mit sämtlichen Gebietigern der Ordensballei Franken in Mergentheim 1537: die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bürger dieser Ordensstadt Mergentheim. Er erwies sich damit sozialer und fortschrittlicher als die meisten deutschen Fürsten. Markgraf Carl Friedrich von Baden (siehe Tafel am Rathausurm in Ettlingen) hob als einer der ersten deutschen Fürsten die Leibeigen-

schaft erst ca. 250 Jahre später auf. 1541 raffte die Pest in der Stadt Mergentheim so viele Menschen hinweg, daß der Hochmeister sich gezwungen sah, auf seine Burg Horneck auszuweichen, eben jener Burg, in der sich, wie Hedio auf seiner Tafel berichtet, Neptun aus Ettligen verbarg. Die Burg liegt über Gundelsheim am Neckar. Die „hellen Haufen“, die 1525 im Bauernkrieg die Burg teilweise zerstörten, konnten dem „Vater der Nymphen“, der sich dort „versteckt hielt“, jedoch anscheinend nichts anhaben.

Nach Mergentheim zurückgekehrt, starb Walther von Cronberg im Jahre 1543. Walther von Cronberg hatte viel für Kaiser und Reich getan, zu denen er in unangefochtener Treue stand. Unermüdlich stellte er Truppen für den Krieg gegen die Türken und im Kampf Kaiser Karl V. gegen König Franz von Frankreich. So konnte ihn der Kaiser „den getreuen Fürsten des Reiches“ nennen. Mit unermüdlicher Hartnäckigkeit verteidigte er den Anspruch auf das Ordensland im Osten. Sein Lebensziel, dieses vom Orden zivilisierte und kultivierte Land zurückzugewinnen, sollte auch keiner seiner Nachfolger erreichen. Daß dieses Land und der Deutsche Orden mit unserer Geschichte hochpolitisch verbunden sind, erweist sich bis hinein in die Ostpolitik der Großmächte nach dem Zweiten Weltkrieg. Im heutigen Polen ist die Nennung des Namens des Deutschordens noch heute streng verpönt, wie mir erst dieser Tage ein Priester deutscher Abstammung erzählte. Cronbergs Nachfolger, der bisherige Landkomtur von Hessen, war nicht von Adel. Er erscheint auf der Ettliger Tafel trotzdem mit einem „von“ als Wolfgang von Milching. In Wirklichkeit hieß er Wolfgang Schutzbar und hatte den Übernamen Milchling. Das „l“ hat Hedio ausgelassen. Vielleicht hatte er spärlichen Bartwuchs, obwohl sein Grabmal (in der Gruft der Schloßkirche) und der sogenannte Milchlingsbrunnen auf dem unteren Markt zu Mergentheim ihn mit Bart zeigen. Auch er vereinte Hoch- und Deutschmeisterwürde in einer Person. Lange hatte er sich gegen seine Wahlge-

sträubt, weil die Wirrnisse seiner Zeit ihm zu bedrängend schienen. Trotz der verworrenen Lage hielt der Hochmeister treu zu Kirche und Reich. Im Krieg Karl V. gegen den französischen König führte Schutzbar das Aufgebot des Ordens. Im Schmalkaldischen Krieg 1546/47 unterstützte er den Kaiser gegen die protestantischen Fürsten als Oberster Feldhauptmann mit 1500 Reitern und hatte an dem Sieg bei Mühlberg entscheidenden Anteil. Die Beteiligung des Hochmeisters am Schmalkaldischen Krieg brachte dem Orden sehr schwere Verluste. Der Schaden, der durch den Krieg dem Orden entstand, wurde auf 600 000 Gulden geschätzt. Obwohl Milchling unermüdlich die Rückgabe des preußischen Ordenslandes zu erreichen suchte, kam noch ein weiterer Schlag hinzu: der Verlust Livlands 1562 an die Polen. Für seine Stadt Mergentheim tat Schutzbar viel. Er ließ statt der bisherigen Zieh- und Pumpbrunnen eine Wasserleitung in die Stadt legen und vieles

Milchlingsbrunnen am Unteren Markt zu Bad Mergentheim

Foto: A. F. X. Bissinger





Grabmal Walthers von Cronbergs in der Marienkirche (Dominikanerkirche) zu Bad Mergentheim

Foto: A. F. X. Bissinger

andere mehr. Zeichen der Dankbarkeit der Stadt ist der schon oben erwähnte Milchlingsbrunnen. Der Chronist berichtet über Milchling: „Er hatte einen schweren Durchgang durchs Leben gehabt, hatte manchen harten Kampf zu bestehen, wie mit den Fürsten, so selbst mit seinen eigenen Ordensbrüdern. Wo er aber kämpfte, galt es immer, die ihm heilige Pflichtsache seines Ordens, dessen Rechte und Freiheiten, dessen Erhaltung in guter Sitte, Ordnung und Gesetz, dessen Achtung und Ehre vor der Welt zu verteidigen.“ Unter dem Hochmeister Wolfgang Schutzbar – genannt Milchling – und mit seiner benevolentia (Wohlwollen) kam 1550 der Neptunstein auf Bitten der Markgrafen Philibert und Christoph wieder in sein Ettlingen zurück und wurde an seinen alten Platz gebracht, mit Hedios Tafel geschmückt.

Die Anbringung Neptuns und seiner Tafel zum Gedenken und als Denkmal durch Rat und Bürgerschaft der Stadt hat Hedio, wenn das überlieferte Todesdatum (17. Oktober 1552) stimmt, nicht mehr erlebt. Demzufolge wurde bei der Fertigung der monumentalen Steintafel der Text ergänzt, denn sie berichtet ja von der Aufstellung im Jahre LIIII.

Nach einem zweiten langjährigen Exil in München kehrte der „Vater der Nymphen“ nach weiteren harten Verhandlungen endgültig in seine Stadt an der Alb zurück und beschützt nun – wenn auch in Kopie und um mit dem unvergeßlichen Heimatforscher Karl Springer zu sprechen – zusammen mit Johannes Nepomuk „mei liewe alde Vadderstadt“.

Literaturverzeichnis:

- Benedikt Schwarz: Geschichte der Stadt Ettlingen, Ettlingen 1900
 Alt Ettlingen, Heimatblätter für den Bezirk Ettlingen, 3. Jahrgang Nr. 30, April 1936
 Hans Leopold Zollner / Paul H. Stemmermann: Ettlingen in Wort und Bild, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1966
 Alphons Nobel: Deutsche Geschichte, Verlag der Buchgemeinde Bonn, Bonn 1935
 Hermann Tüchle: Geschichte der Kirche, Bd. III, Reformation und Gegenreformation, Benzinger Verlag, Einsiedeln, Zürich, Köln 1965
 Max Ziegelbauer: Der Kirche auf der Spur, Bd. I, Reise durch die Geistliche Landschaft Deutschlands, Verlag Winfried-Werk Augsburg, 2. Aufl., Augsburg 1972
 Alfred Mühr: Die deutschen Kaiser, Akademische Verlagsgesellschaft Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1971
 Karl Heck: Der Deutsche Ritterorden mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte seiner Niederlassung in Mergentheim, 2. Aufl., Bad Mergentheim 1963
 Georg R. Ratsch: Bad Mergentheim im Bild, Hans P. Eppinger Verlag, Schwäbisch Hall 1966

Die Sicherungs- und Instandsetzungsarbeiten an der ev. Stadtkirche in Karlsruhe-Durlach mit Beiträgen zur Baugeschichte

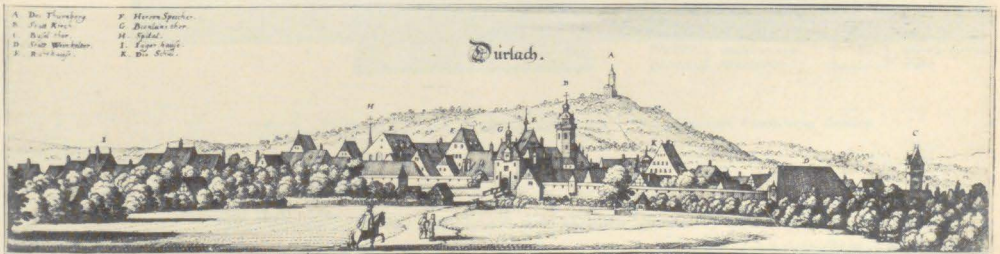
Hans Huth und Horst Laube, Karlsruhe

Der älteste Bauteil der Durlacher Stadtkirche ist der untere Teil des Turmes, der mit seinen Biforien in die romanische Zeit A. 13. Jh. zu datieren ist. Da die Standsicherheit des Turmes erheblich gefährdet war, entschloß sich das Staatl. Hochbauamt Karlsruhe, 1960 die Sicherungsarbeiten durchzuführen. Leider mußten dabei die Durchgangsöffnungen in der Süd- und Nordseite des Turmes zu ebener Erde, die vorher schon vermauert waren, wieder mit Betonmauerwerk geschlossen werden. Dieser Durchgang im Turm hatte keine sakrale Bedeutung, sondern war durch die schwierigen beengten Verhältnisse im mittelalterlichen Durlach bedingt, wie sie der Stich von Merian noch darstellt. Der Turm war auf der West- und Ostseite eingebaut. Die freistehende Höhe des romanischen Turmes war während der Bauarbeiten an seiner Südostecke gut abzulesen. Über die zum Turm gehörige Kirche ist nichts bekannt. Auch die Beobachtungen während der jüngsten Instandsetzungsarbeiten brachten keine Aufschlüsse. Es ist zu vermuten, daß die heutige Nordmauer im westlichen Verlauf anstelle der früheren Langhausmauer oder etwas nördlich davon steht. Wenn man entsprechende Ver-

hältnisse für die Südmauer annimmt, würde eine einschiffige Kirche mit Westturm und Chor, über den wir nichts Näheres aussagen können, zu rekonstruieren sein.

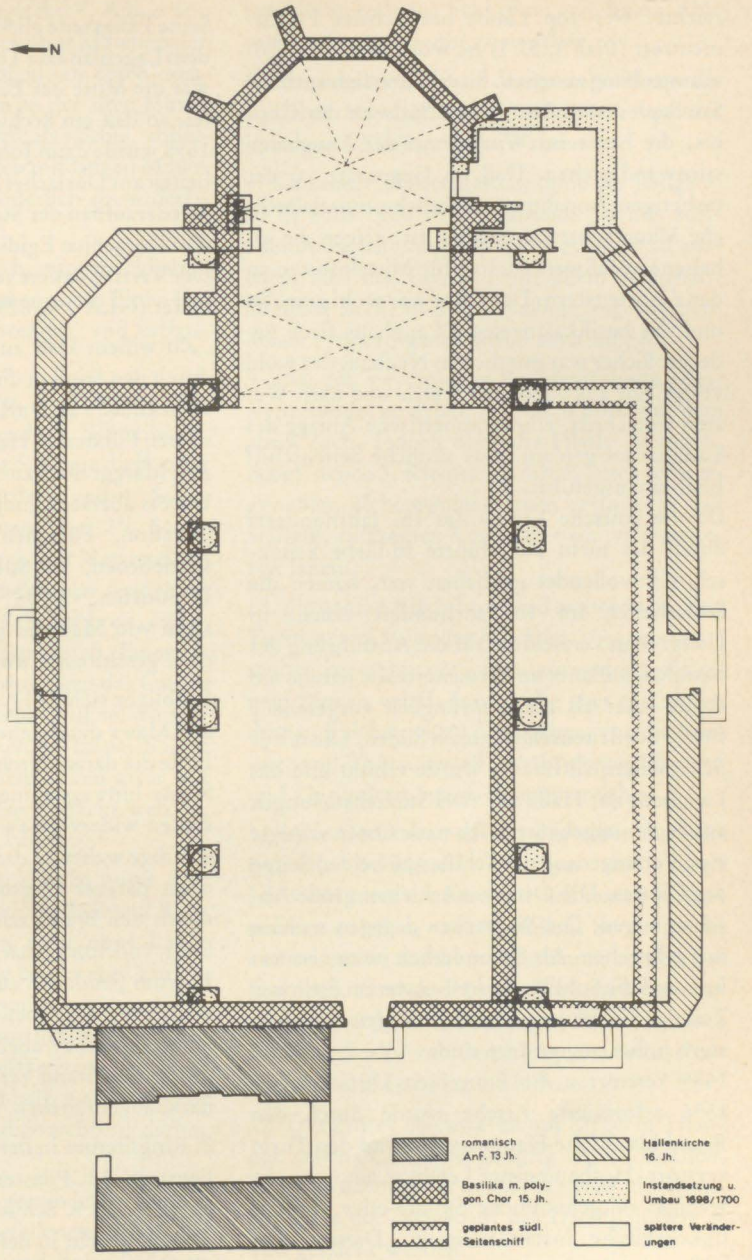
Die achteckige Erhöhung des Turmes erfolgte wohl im späten 15. Jahrhundert. Gleichzeitig mit dieser Erhöhung dürfte eine Erweiterung des Langhauses nach Süden stattgefunden haben, deren Eckquaderung in der heutigen Westwand in voller Höhe von H. Laube festgestellt wurde. Aber nicht nur die Südwestecke des erweiterten Kirchenschiffes ist festgestellt, sondern auch die durch den untersten Stein des Hauptgesimses bestimmte Höhe der Südmauer und die Lage eines Kaffgesimses. Das Rechteckfenster, von dem die nördliche Hälfte in der Westmauer noch vorhanden ist, dürfte dazu gehören. Den Verlauf dieser südlichen Außenmauer haben wir etwa in der nördlichen Flucht der heutigen südlichen Säulenstellung anzunehmen. Zu diesem Langhaus scheint nun der heutige Chor gehört zu haben, der aber, abgesehen von dem wohl im Grundriß unverändert gebliebenen dreiseitigen Abschluß, etwa doppelt so lang war und ungefähr bis zum ersten östlichen Säulenpaar ins heutige Langhaus

Karlsruhe-Durlach, Stich von Merian. B = Ev. Stadtkirche





Ev. Stadtkirche in Karlsruhe-Durlach. Ansicht von Nordosten vor der Renovierung
Foto: Staatl. Amt für Denkmalpflege Karlsruhe.



0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10m

Evangelische Stadtkirche Durlach m

Ev. Kirche Durlach; Bauperioden.

gez. von H. Laube in Verbindung mit H. Huth.

reichte. Der von Laube beobachtete Fundamentrest (Plan I, 32 I) ist wohl in diesem Zusammenhang zu sehen. So erklären sich auch die Strebe Pfeiler an Nord- und Südseite des Chores, die heute im Winkel mit der Langhausstirnwand stehen. Daß im Gegensatz zu der bisherigen Annahme wesentliche mittelalterliche Mauersubstanz erhalten ist, zeigen die erhaltenen Maßwerkansätze für Mittelpfosten an den Chorfenstern. Der Chor war wohl gewölbt und das basilikal angelegte Langhaus flach gedeckt. Sicher war mit diesem Neubau, der wohl vom Chor aus begonnen wurde und nach Westen fortschritt, eine symmetrische Anlage des Langhauses geplant. Das südliche Seitenschiff blieb unausgeführt.

Da die gotische Kirche des 15. Jahrhunderts durch das nicht ausgeführte südliche Seitenschiff unvollendet geblieben war, kamen die Bauarbeiten im 16. Jahrhundert erneut in Gang. Man verzichtete auf die Ausführung des basilikalischen Planes und erweiterte die Kirche um etwas mehr als die ursprünglich vorgesehene Breite des Seitenschiffes nach Süden. Die nördliche Seitenschiffmauer wurde erhöht und das Langhaus zur Halle mit zwei Stützenstellungen aus Holz umgebaut. Auch nach Osten erfolgte eine Verlängerung des Schiffes zu beiden Seiten des Chores. Die Ostecken erhielten große Abschrägungen. Die Westecken dagegen wurden nur gebrochen. Als Besonderheit ist zu vermerken, daß die Sohlbänke der Fenster im östlichen Teil der Südmauer entsprechend den Chorfenstern höher angeordnet sind.

1689 zerstörten die Franzosen Durlach. Die 1556 reformierte Kirche wurde durch den Brand bis auf die Hauptmauern und den Turm zerstört. Hofbaumeister Lefèbvre empfahl, die weniger mitgenommene Spital- oder Dreifaltigkeitskirche instanzzusetzen. Dieser Vorschlag wurde aber verworfen und statt dessen 1691 das unzerstört gebliebene Lusthaus auf dem Turmberg abgebrochen und in der Stadt als Notkirche wieder aufgebaut. Das Lusthaus war nach der Darstellung Schmalkalders eine einstöckige Holzkonstruktion mit Walmdach.

Seine Längsseite gliederte Arkadenbögen. Nach dem Lageplan von Th. Lefèbvre (GLA 136/819) war die Mitte der Längsseite leicht ausgebuchtet, so daß ein seckiger Grundriß entstand.

1698 wurde dann Johann Mazza, der die Bauarbeiten am Durlacher Schloß ausführte, mit dem Wiederaufbau der Stadtkirche, für den ein Plan von Domenico Egidio Rossi vorlag, beauftragt. Der Vertrag datiert vom 4. November 1698 und lautet (GLA 136/829):

„Zu wissen: Daß zu wider aufferbawung Der durch den feind in die Asche gelegten Statt Kirchen alhier zue Durlach, auff des Durchleüchtigsten Fürsten u. Herren, Herren Fridrich Magni, Marggrafens zue Baden vnd Hochberg etc. Unsers allerseits gndgsten Herren, gndgste Ratification, zwischen denen zu End vnderschiedenen, zu Solchem bawwesen gndgt: Deputirten, vnd H. Johann Mazza, Bawmeistern von Mayland gebürtig, folgender Contract geschlossen worden, als:

1. obligirt sich Er H. Mazza und verspricht, die alte Mawr durchgehends auszubessern, zu dem Ende die daran durch den brand los gewordene Steine hinwegnehmen, vnd aller orten dergestalten widervermawern zu lassen, das Ein beständige wehrung darbey seyn möge. Wie auch oben darauff ringsumb das alte Gesims, so durch den brand schaden gelitten, hinwegzuthun, vnd von gehawenen Newen Steinen /: die Er vom Seinhawr auff seinen Kosten machen zuelaßen :/ auszubessern, vnd wider zu recht zu machen, darbey aber nichts von dem alten, so durch den brand zerbrochen, oder untauglich darzuzugebrauchen.

2. Ringsherum in der Kirchen, zwischen denen Fenstern 12. Pilaster, vnden im Fundament gleich 8. bis 9. Schüe dieff, als dem alten Fundament gleich, in der breite aber 5., vnd in die Dickhe 4. Schue, vnd dann oben außer dem Fundament, 3. Schue dickh, vnd $3\frac{1}{5}$ Schue, breit, hinauff der alten Mawr gleich auffzuführen, und Selbige mit der Mawr, vermittelst langer und großer Steinen, vnd dann mit Eyßenen Schließßen vest zu verbinden; Darbey von einem

Pilaster zum anderen ohngefahr 7. Schue von oben herab an der alten Mawr mit Mawrsteinen gewölbte Bögen zue sprengen, zu deren mehrern Bevestigung aber oben an der alten Mawr, je zu 2. oder 3. Schue soweit als nöthig, abbrechen zu laßen, vnd die bögen mit langen Mawrsteinen und Schließen, Sonderlich am widerlager wohl zu versehen.

3. Das Chor, der anzeig nach, mit gebackhenen Steinen zu wölben, vnd vornen daran Einen bogen von Mawrsteinen zusprengen, vnd auffzuführen.

4. Auff der seiten des Chores, Eine Sacristey 13. Schue breit ins gevierdt, vnd 12. Schue hoch, deren Mawr im Fundament 5. Schue dieff, oder wie Es die Notturfft erfordert, vnd 4. Schue dickh, auser dem Fundament aber $2\frac{1}{2}$ Schue oder 3. Schue breit seyn mus, mit Mawrsteinen auszuführen, vnd mit gebackhenen steinen zu wölben, darein 2. Fenster, 4. Schue breit, vnd 6. Schue hoch, deßgl: 2. Thüren gestell, Eines gegen dem Altar vnd das andere gegen das Canzel beedes von gehawenen Steinen auff seinen Kosten machen, vnd auffsetzen zu laßen, Solche Fenster, vnd Thüren, gestell sollen zwar nur von glatter arbeit, doch also gemacht werden, das mit denen anderen accordiren.

5. Das übrige des Kirchenhimēls, auser dem Chor, Ringsumb mit Stucador-arbeit vnd Rohren zu gewölben, welches zwar ohne Laubwerkh zu machen, vmb die bögen aber Ein gesims zu führen, vnd in der mitten des gewölbs, einen Cranz nach der Proportion, gegen die 40. Schue, zu ziehen, vnd zu verfertigen, darzue die materie von halb gips, vnd halb Kalch also zue temperiren, das Ein beständige wehrung darbey seyn möge.

6. Den, gegen dem Turm gestandenen steinernen Giebel, welcher Eingefallenen, deßgl: das eingefallene stückh mawr vnd daran, widrum von Newem auff zu führen, vnd Einen bogen gegen die lincker seiten stehende Mawr, Wann Selbige vorhero in Guten stand gesetzt seyn wirdt, also zusprengen, das alt, vnd Newe Mawr wohl verfast werde, vnd dann durchge-

hends mit Eysenen Schließen, wie Es die notturfft erfordert, wohl zuversehen.

7. Ringsumb oben auff der gantzen Mawr die Eychene Mawrlatten ein zumawren, vnd mit Eysenen Schließen zu verwahren.

8. die samtl: fenstergestell, ohne die Jenige 3. so Er auff's New mit gehawenen Steinen auffzueführen hatt, mit gips wid zurecht zu machen, also das Es nicht nur allein Wehrhaft, Sondern auch, nachdem Selbige angestrichen, denen Steinern gantz gleich seyn mögen.

9. alle, die, bey Solchen Baw benohtigte gehawene Steine, zu denen 2. großen Portalen, dem abriß nach, Jedoch ohne die Füstl: Wappen, deßgl: denen 3. Kleinern Tühren, ,auch fenstergestellen, nicht weniger denen gesimsern, vnd Staffeln, auff seinen Kosten hawen, ,vnd versetzen laßen.

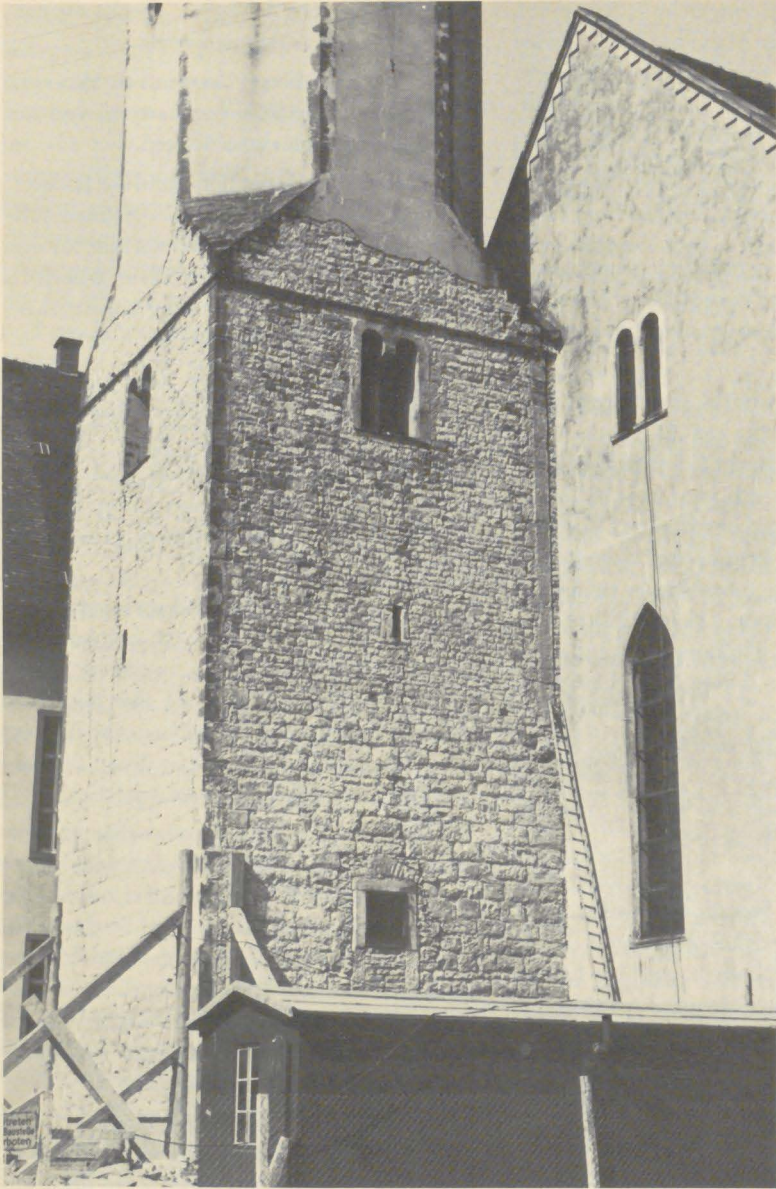
10. die gantze Kirch Inn, ,vnd auswendig/: den Turm so viel auser der Kirch ist, ausgenömen:/ sauber zu verbutzen, nehl: auswendig mit einem Rawen wurff, Innwendig aber mit einem dinnen Kalchstrich zu überziehen, vnd die Fenster, vnd Thürn gestell, sambt denen Pfeylern und Gesimsern Steinfarb anzustreichen.

11. Alle Gerüster, vnd was denselben zugehörig, als Bockstell, Schrägen vnd dergl: Inn=vnd auser der Kirchen, auff seinen Kosten machen zulaßen, vndt zustellen, So das mann auff seiten der Kirchen nichts damit zuthun haben darff, auser das Holz in die Schnur raw beschlagen, deßgl: die benötigten dillen, Eyssene Klāmen, Seyler vnd dergl: requisita anzuschaffen vnd auff den Plaz zu lüffren.

12. Das gantze Dachwerkh mit Ziegel in Triangel zubehängen, vnd gehörig ein zu dekken, auch die dachfenster aus zu mawren, doch sollen Ihme die Ziegel auff das Dach gelüffert = vnd gereicht werden.

Dargegen Ihme H. Mazza von seiten der Kirchen versprochen wirdt, vor Solche in Recht-schaffen=vnd wehrhafften Stand verrichtete arbeit die Summa von:

_____ : Zwey Taußendt Gulden:



Unterer romanischer Teil der ev. Stadtkirche vor der Neuerputzung
Foto: Staatl. Denkmalamt, Karlsruhe

zubezahlen, vnd die, under wehrend Solchem bawwesen gebrauchende Materialien, als Kalch, Sand Stein, Eyßen vnd Holz anzuschaffen, vnd auff den Platz zuelüffren, deßgl: die Fundamenta graben= vnd Raumen= auch den Kalch ohne seinen Kosten löschen zu laßen, Sodann auch alles benöthigtes geschür, als Schauffel, Hawen, Pickhel, vnd Schub-karren, sonsten aber durchaus Keinen Handwerkszeug anzuschaffen; alles getrewl: vnd ohne gefehrde. Deßen zu urkhund ist dieser Contract vnd beederseitig Handvnderschrift in dupplo ausgefertigt vnd dieses Exemplar Ihme H. Mazza zu gestellt worden; geschehen Durlach d. 4^o/br. ao 1698.“

Gio: Mazza afermo Com edi Sopra

Zacharias Böltzner
Stattpfarrer

Joh: Martin Halbusch
Diacony.

Der zugehörige Vertrag mit dem Zimmermann Hanns Feder über die Errichtung des Dachstuhles lautet:

„Zu wissen: daß zu wider aufferbwung der durch den feind in die Aschen gelegten Statt Kirchen all hier zu Durlach, auf des Durchleüchtigsten Fürsten und Herren Herren Fridrich Magni, Marggrafens zue Baden vnd Hochberg ep Unßers allerseits gndgsten Herrens, gndgste Ratification, zwischen denen zu End vnderscreibenen zu Solchem bawwesen gndgst Deputieren, vndt meister Hanns Federn, dem Zim̄ermann alhier, der an solchem baw erforderlichen Zim̄erarbeit halben, folgend verding gemacht = v. getroffen worden, als:

1. verspricht Er Zim̄ermeister, Feder, den Dachstuel zu solcher Kirchen, deßen gemachten abris nach, fleisig zu bawen, vndt in wehrhaftem stand zuestellen, darzue auch das benöthigte Holz im Wald zu fällen, vnd in die Schnur raw zu beschlagen.

2. an dem Kirchenhim̄el die Büg zum gewölben, vnd die ausschalungen von dillen zu machen,

wie auch zu dem Gewölb im Kohr, vnd der Sacristey die bögen vnd bockhstell zu verfertigen.

3. Ringsumb auf die Kirchenmawr doppelte Mawrlatten von Eychenem Holz zu machen, vnd zulegen;

4. Über die Sacristey auch das Dächlein zu machen,

5. Sowohl das große Dach, als als dißes letztgemeltes klein Dächlein zu latten, vnd zuleysten, auch die benöthigte dachfenster zu machen, Sonderheitl aber alles auf seinen Kosten /: Jedoch das mann Ihme benöthigte leuth zum handreichen zugebe:/ aufzuschlag.

Dargeg Ihme Feder Zugesagt wird, von Solcher in wehrhaftem Stand verfertigen arbeit vor alles vnd jedes, darund auch das aufschlagen begrifen, die Summa von:

–: Ein Tausend und Fünffzig gld :-

zubezahlen, vnd alles benöthigte Holz auf den Plaz führen zu lasen; alles getrewl: vnd ohne gefehrde. deßen zu urkhund dießer verding vnder beederseitig vnderschrift in dupplo ausgefertigt = vnd dießes Exemplar Ihme Federn zuge stellt worden; geschehen zu Durlach d 4^{ten} Novembr: 1698.

Zacharias Böltzner
Stattpfarrer

Joh. Martin Halbusch
Diacony.

Mazza machte den Vorschlag, das Langhaus der Kirche mit einem Hängewerk zu überspannen. Die Binder des Hängewerkes sollten auf pilasterartigen Mauerwerksverstärkungen ruhen. Das Hängewerk sollte nicht nur die Dachkonstruktion, sondern auch die im Querschnitt korbbogenähnlich verlaufende Decke tragen. Die beiden Varianten sind uns als Originalpläne in der staatl. Kunsthalle Karlsruhe Nr. 142 und 144 erhalten. Zu dem Vorschlag Mazza's äußerte Lefébvre wohl mit Recht am 12. November 1698 Bedenken (GLA Karlsruhe 136/829):

„Den mir überschickten gnadigsten Decret zur gehorsambste Folge, das ich mich weitlaufiger,

wegen den fohr habenden Stadtkirchenbau, erklären Solle, habe ich kürzlich folgende puncten in bedencken genomen über welche man weiters von der Sache Judicieren kan.

Eerstlich so man das noch stehende mauerwerk dieser Kirchen examiniert und betrachtet, wird sich finden, das sie anfänglich nicht viel breiter als das Chor ist angelegt und gebaut worden, beyde Fluegelen aber lang hernacher, und wie uermuthlich, zu mahl daran gesetzt. Eine anzeigung und prob dessen ist beyder seiden des Chors augenscheinlich zu sehen, das diese mauern gans nicht in ein ander uerbunden, welches noch clarer in den fordren giebel neben dem Turn zu Sehen, dar die follige Eckquader noch seind.

Zweitens so solle man bedencken, das diese Kirche a 83 schue breit sampt die mauren, so nur $3\frac{1}{2}$ schue dick, wor sie am Starcksten seind, durch den brand aber mehr als ein halben schue geswecht worden, und als diese Kirche auffgerichtet, dan noch, wor die eerste Seyden mauren gewesen, beyder seyts eine Reye seülern, das Gebalck und tachwerk besser zu tragen, gesetzt geworden, über dieses, dieser bau anietzo umb ein merckliches erlangert dan nicht allein die ganze Sacristey welche das Chor uerlangerte, und die gegenüber stehende starcke mauer, welche den Chor bogen trage, an ietzo weg, sondren der Tach Stuel damahlen wie manniglichen bewust seer hoch doppelt gehencket, und nach aller Kunst von dem Zimmerman gemacht worden, anietzo aber man nur ein flachen leichten tachstuel darauff setzen will, wodurch der Maza Selbst, tacite, anzeigt das Er dem gemäuer nicht gnuchsam trawet.

Drittens ob wohl der Maza einige pfeilern, an diese alte uerbrante, swache, und bereits etwas gewichene Maur cleben wilt, die dan noch nur $3\frac{1}{2}$ und also sampt der Alte mauer nur 7 schue und das nicht gahr austraget, besorge ich das solches nicht bastandt seye, in dem man diese Pfeiler ohnmöglich, als durch Eysen, in die mauer uerbinden can, welche auch durch Slagen, bey dem boren, solche erschotteren wird, so darzu caine geringe qualität Eyson erfordert,

und der pfeiler fundament er fuhr das Setzen nicht garantiern can, dar zu das er die bogen, so er von einem pfeiler zu den andren sprengen wilt, nicht eben wohl über die alte mauer fuhren, und sie dar durch desso besser zu samen uerbinden thue.

Viertens das, Statt er, das eine Eck der Giebelmauer an dem Turn, wor die giebelsmauer nicht gans gefuht worden, anietzo wider, wie damalen uersehen gewest, und wie fohr hin mit einem bogen an die seyden mauer an hencken, und das widerlager solcher bogen, an die bereits umb mehr als 5 Zoll abgewichene mauer an legen, so raisonablement sie noch weiters aus treyben mus, dan noch behaupten wil, das er diese gewichene mauer in den Turn uerbinden und oben mit Sliessen also uersichern, das sie halten solle, dar toch man viel ein gewisseres hätte so man oft gemeltes Stuck mauer, von unten an auff bawete und in die seyden mauer uerbinden thäte, auch in den Turn Selbsten.

Funftens so wird sein Gibsenes Flickwerk auswendig an die Fensteren und anders mehr, fuhr welches alle er gnuchsame werschaft uerspricht, indas Wetter nit halten, Zu Gottsau ist zwar das Sloss auswendig auch mit eine gewisse ahrt Stucco, oder mit gibsen uermengten Kalck und anderen materien, uerleydet gewest, welches wie noch zu sehen lang, toch nicht ohne scaden gehalten, diese materie aber ist durch und durch von der farbe des Steins so amn hat fohr stellen wollen und nicht an gestrichen, wie er das seynige zu thun fohrhabens ist, ich zweyfle aber seer ob er es schon wüste, ob ers thun wird, in dem es ihme alles überhaupt uerdinget und er seinen nutzen wor er can suchen mus und wir wird.

Und dan entlich ob wohl mir sein accord, wie anderen, zu examinieren nicht gestattet noch zu gestelt worden, wor durch ich fielleicht noch ein mehres zu obseruieren gefunden hätte, So bezeuge ich mit Gott den Almachtigen, das ich hier cain wort aus einige passion, wie einige meiner misgonner fohrgeben könnten, gesetzt, bloos will ich dieses gebetten haben, man lasse durch uerstandige unparteyische leuthen die

mauren zu gedachtem Gottsau, oder hier in der Statt wor starcke mauren sein, in augenschein neben seine new auff geführte im newen bau examinieren, Ia die Slechte Maurlein am brunnen haus, so wird sich der grose unterscheid sich finden. Ich sage mehres nicht, dan ein mahl ich furchte das die Kirche auff diese seine Art, und wie es der Rossi angegeben, nicht lang halten und ein Slechtem Altar bekommen wird, auch wird man Sehen das die uncosten, fast so hoch sich belaufen werden, als wan man die Kirchen mauren uon der Erden gleich auff fuhrte, dar zu wird sie immer irregular bleyben und beyderseits etwas enger sein. Darmit aber Eure hoch furstliche Durchleucht die haltung der mauren desto besser sehe, ihre Swachheit erkenne, sampt dere irregularität, habe ich beycomenden Grundt riss abermalen gezeichnet und hierbey gefuegt, auc wor rothe ris gezeichnet, angeteutet der ohrt dar die mauren angeflickt und gewichen seindt, des gleichen die Starcke der mauren notiert mit Siffern, welches ich hier mit in aller untertänigkeit uberreyche und uerbleybe

Euer hoch furstlichen Durchleuchtigkeit

Untertanigster Gehorsambster

T. Lefèbvre

Dourlach den 12ⁿ 9 bris 1698

Bereits zwei Tage später erhielt der Untervogt Lorenz Rohser in Durlach den Befehl, die Baumeister Lefèbvre und Mazza, den Bauverwalter Prizier und den Maurermeister Sebastian (Hemberger) nach Pforzheim zu beordern (Stadtarchiv Karlsruhe A/1523). Sebastian Hemberger und Adrian Füg, ein anderer Durlacher Maurermeister wurden mit Gutachten beauftragt. Beide bezweifeln die Zweckmäßigkeit der von Mazza vorgeschlagenen Konstruktion: „Es habe mahl mit dem gesprengten Wesen keinen rechten Bestand.“ (GLA 136/829).

Domenico Egidio Rossi nimmt mit einem Brief vom 15. Dezember 1698 Stellung (GLA 136/829, abgedruckt bei H. Rott, Kunst und

Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes, Karlsruhe 1917, Beilage 9 mit einigen Abweichungen):

„Meinen Hochgehrten Herren berichten hie mit, & auff meinen an den Herren Baron von Geming abgelassenen Brieff bereits eine Antwort erhalten; bedanke mich gantz vnderthenig & *Daß) Ihro Hochfrstl: Dhl: sich so gnädig gegen mir annoch erzeigen thun; Wegen des Johann Mazza muß ich mit der warheit Bekennen & *daß) es mich ziemlicher maßen gesmertz hat, weillen Er mir khein wort von solchen sachen Comonicirt, hete Er mir eine Wissenshafft dauon gethan, wehre ich in dem geringsten nicht darwider gewessen, vnd weillen ich sicher, & *daß) Ihro Dhl: denselben gern haben, so habe mich mit Ihme so weith verglichen, & *daß) Er

frey ist, wo Er hin will, vnd Ihro Dhl: nach verlangen auffwarthen möge; sonsten habe annoch Ihre Dhl wegen d. Kürchen zuerinnern, & wann seine Aigen Particular guht mit der säull ist, sein Ihro Dhl: Patron, zue machen was sie wollen, vnd würdt auch nicht vneben sein, aber souill alß ich vernomēn habe, & *daß) die säullen seye proponiert worden, gegen Meinen riß, & khein Subschtanz hat, vnd & *das) Tach nicht tragen werde, auff dißes muß ich auch antworten, & *daß) die jenige die solches gered haben, nicht verstendige Leüth sein werden, vnd weillen Ihro Dhl: auff Meinen riss khein glauben haben, desto weniger solten dieselbe auff die jenige, welche den riss verworffen, weniger glauben, weillen sie weniger Experienz haben alß ich, vnd khein besseres mittel nicht wehr, die Leüth würckhlich zue Experimentiren, alß meine riss nemen, vnd in Eine Hauptstatt, wo viell Bawmeister sein, solchen schickhen, vnd versichere wann die Kürchen noch so groß wehre, wollte ich ein Tach darauff thun, vnd je größer vnd weither eine Kürch ist, je schöner solches stehet, vnd wann Ihro Dhl. mit dem Bawmeister Johann Mazca recluiren wollen, khönen sie sich auff mein verantwortung schon darauff verlassen,“ womit nebst schönster Salutation verbleibe.“



Karlsruhe-Durlach. Kruzifix auf dem alten Friedhof um 1910 mit dem damaligen Sockel.

Die Kirche erhielt dann im wesentlichen ihre heutige Gestalt. Das Langhaus wurde durch zwei Säulenstellungen unterteilt. Der verkürzte Chor erhielt einen neuen Triumphbogen auf Vorlagen, die bei der jüngsten Instandsetzung verändert wurden. Nachdem die Renovierung der Kirche innen und außen abgeschlossen war, wurde nach und nach die Ausstattung restauriert.

Kruzifix

Die Kirchengemeinde wandte sich mit der Bitte an die Stadt Karlsruhe, zu prüfen, ob das ehe-

malige Friedhofskreuz, das damals beim Durlacher Schloß in Verbindung mit dem Pfinzgaumuseum aufgestellt war, an die Kirchengemeinde zur Aufstellung in der renovierten Stadtkirche abgegeben werden könnte. Dieses Kreuz vom Durlacher Friedhof ist ein Werk aus dem Kreis Nicolaus Gerhaert von Leyen. Es entstand, aus einem Stein gehauen, um 1500. Das Material ist gelber Sandstein. Die Christusfigur allein ist 2,10 m hoch. Der ursprüngliche Sockel ist leider bei der Versetzung des Kreuzes vom Friedhof an das Schloß verlorengegangen. Ob der Sockel bei der Aufstellung auf dem Friedhof bei der Stadtkirche in der Art spätgotischer Sockel, wie z. B. in Baden-Baden, reich gestaltet war, läßt sich nicht sagen, ist aber zu vermuten.

An seinem Aufstellungsort vor dem Eingang zum Pfinzgaumuseum hatte das Kreuz zwar einen gewissen, aber keinen ausreichenden Wetterschutz. Die Art der Aufstellung an der Wand des Prinzessinnenbaues entsprach auch keineswegs dem Charakter des Kunstwerkes, das nur freistehend voll zu Wirkung kommen kann. Der Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe gestattete die Versetzung des Kreuzes in die Stadtkirche.

Zusammen mit der Kirchengemeinde, dem Evang. Kirchenbauamt und der Denkmalpflege wurde im Chor der Kirche, der günstigste Standort ermittelt. Man einigte sich, das Kreuz unmittelbar hinter dem Altar aufzustellen. Für den Transport wurde das gereinigte Kreuz umgelegt und auf einem Holzgerüst gelagert. Auf der Rückseite des Kreuzstammes und des Querbalkens wurde von Restaurator Volker Dursy (jetzt in Ladenburg) eine leicht schwalbenschwanzförmige Nut 10/5 cm eingetieft. In diese Nut wurde ein T-Profil eingelassen und in mit Quarzsand aufgefülltem Epoxydharz gebettet. Das T-Eisen wurde am Fuß des Kreuzes für die Verankerung am neuen Standort bemessen. Nach der Aufstellung in der Kirche wurde das Kreuz silikatisiert und silikonisiert.

Weitere Restaurierungsarbeiten wurden nicht vorgenommen, so daß manche Stelle, insbeson-

dere wo in früheren Jahren geflickt, geklammert und sonstwie ausgebessert wurde, auffällt. Auch die Verwitterungsschäden an den Händen, am Kopf und an den Füßen sind so weit fortgeschritten, daß es höchste Zeit war, das Kruzifix in Sicherheit zu bringen.

Mit der Restaurierung soll einige Jahre gewartet werden, bis sich das Kreuz an seine neue Atmosphäre gewöhnt hat. Ähnlich wie in Baden-Baden, wurde in Durlach ein unersetzliches spätgotisches Kunstwerk vor dem weiteren Zerfall bewahrt.

Eine Überraschung ergab sich bei den Gründungsarbeiten für das Fundament des Kreuzes. Die Bauarbeiter durchbrachen das Gewölbe der Gruft, in der Carl August Reinhard, Markgraf zu Baden, bestattet liegt, so wie seine Grab-

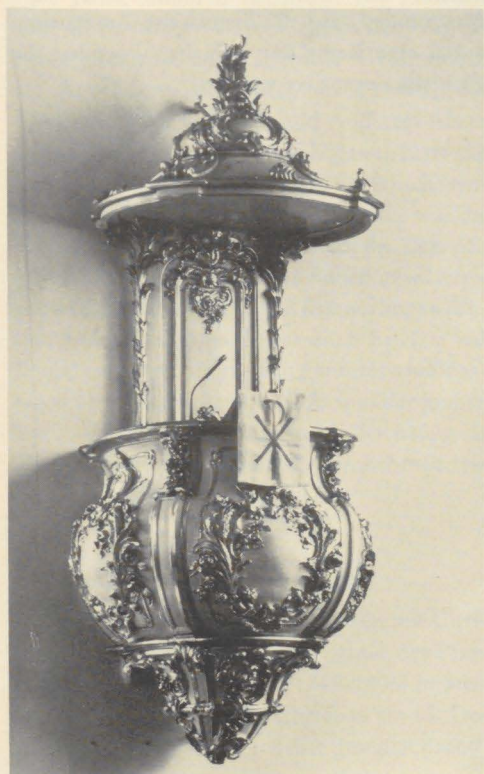
stätte 1884 hergerichtet wurde. Damals wurde der 1786 gestorbene Markgraf und sein in der Nachbargruft bestatteter Bruder Christoph († 1789) aus ihren zerfallenen Holzsärgen in Metallsärge umgebettet. Das Fundament für das Kruzifix wurde am Fußende der Gruft gelegt und die Gruft wieder geschlossen.

Stumm-Orgel

In den Jahren 1758/59 bauten die Brüder Johann Philipp und Johann Heinrich Stumm nach dem Entwurf des baden-durlachischen Hofkapellmeisters Molter die Orgel. Davon ist der Prospekt mit seinen 108 Pfeifen erhalten. Das schon im 19. Jahrh. veränderte Werk wurde 1968 durch die Gebr. Oberlinger in Windes-

Ev. Stadtkirche Karlsruhe-Durlach. Kanzel nach der Restaurierung

Staatl. Denkmalamt Karlsruhe



Ev. Stadtkirche. Chor mit dem neu aufgestellten Kruzifix. Altar vor der Restaurierung



heim/Nahe neu erbaut. Nachdem der Prospekt von seinen verschiedenen Übermalungen befreit war, wurden die fehlenden Schnitzereien ergänzt. Die Orgel präsentiert sich jetzt im Naturton des Eichenholzes, lediglich lasierend behandelt. Die geschnitzten Verzierungen und einzelne Profile wurden vergoldet, wobei Matt- und Glanzvergoldung angewandt wurde. Diese Restaurierungsarbeiten führte der Vergoldermeister Rudolf Müller, Alzey, durch.

Altar, Kanzel, Taufstein

Nachdem ursprünglich ein neuer Altar aus Stein zur Diskussion stand, gelang es, die Erhaltung des historischen Altares aus der Zeit um 1800 zu erreichen. Unter dem einfarbigen Anstrich konnten Spuren der ursprünglichen Marmorierung und Vergoldung festgestellt werden. Ebenso wurde deutlich, daß der Altar einmal verändert wurde. Der Aufbau wurde beibehalten und alle Seiten des Altares wurden marmoriert. Die Ornamente, Gehänge und der von

Weinlaub umkränzte Kelch wurden vergoldet. Ebenso wie der Altar vor der Restaurierung wirkte auch die mit reichen Schnitzereien geschmückte Kanzel in ihrem alten Zustand eintönig, nüchtern und unansehnlich. Die Untersuchung durch den Restaurator Müller ergab, daß die Ornamente, Rocailles und profilierten Rippen vergoldet waren. Diese Vergoldung wurde wiederhergestellt und der Grund in Polimentweiß gehalten. So präsentiert sich die um 1770 entstandene Kanzel heute als ein besonderes Glanzstück in der Kirche.

Auch den achtseitigen Taufstein aus Sandstein hatte man nicht verschont und mit einem Schilfsandsteinton überpinselt. Der Restaurator stellte als ursprünglichen Befund eine zarte Marmorierung und die Vergoldung der Spiegelumrahmungen am Schaft fest. Entsprechend diesem Befund erfolgte die Restaurierung. Die Zinnschale des Beckens wurde instandgesetzt.

Abgerundet wird die historische Ausstattung durch eine Reihe von gemalten Porträts, die ebenfalls restauriert wurden.

Bürgerliches Leben in Karlsruhe um 1800 – Streiflichter aus Briefen Carl Christian Gmelins (1762–1837)

Gaston Mayer, Karlsruhe

Nach einem über sieben Jahre währenden Studium der Medizin und Naturwissenschaften in Straßburg und Erlangen wurde Carl Christian Gmelin (1762–1837) im Spätjahr 1785 zum Direktor des von der Markgräfin Caroline Louise von Baden (1723–1783) hinterlassenen Naturalienkabinetts bestellt, nachdem dieses aus ihren Privatgemächern in einen Seitenflügel des Karlsruher Schlosses, das Hofapothekengebäude, verbracht worden war. Zu diesem Amt kamen noch andere Verpflichtungen, denen er viele Jahre hindurch nachkam: Die Aufsicht über die fürstlichen Gärten, ein Lehrauftrag für Naturgeschichte am Karlsruher Gymnasium, die Apothekenvisitationen, die Prüfung der Ärzte und Pharmazeuten und Anderes. Als er seine Tätigkeit in Karlsruhe begann, hatte die damals markgräfliche Residenz noch nicht einmal 4000 Einwohner, als er 1837 starb, war die Stadt – inzwischen zur Hauptstadt des 1806 neu gebildeten Großherzogtums Baden avanciert – auf etwas mehr als 20000 Einwohner angewachsen. Aus Gmelins nachgelassenen Briefen und Eingaben¹⁾ lassen sich einige interessante Passagen über das bürgerliche Leben in der jungen Stadt, deren Entwicklung und Wachstum er über 50 Jahre lang miterlebte, entnehmen. Sie seien im folgenden mitgeteilt.

Wohnkultur und Wohnprobleme

Am 7. 11. 1793 verlobte sich Gmelin mit Christine Elisabeth (1776–1834), Tochter des Pfarrers Philipp Jakob Herbst (1745–1806) in Steinen. Wieder in Karlsruhe schrieb er am 15. Dezember an seine „herzgeliebte Jungfer Braut“ (Abkürzungen stets ausgeschrieben):

„Nun wird es Ihnen nicht ganz unangenehm seyn, eine kleine Beschreibung von unserm künftigen Logie zu haben: Das Haus gehört dem Herrn Sekretarius Kaufmann²⁾ (der ist ein guter Hausherr, bey dem wir gewiß ruhig, in Frieden und unvertrieben, so lange wir wollen, wohnen werden) hat drey schöne Stockwerke, fünf Kreuzstöcke, ist erst vor 4–5 Jahren gebaut worden, liegt in der neuen Schloßgasse³⁾, einer der schönsten und reinlichsten neuen Gassen, wo keine andere, als dreystöckige Häuser stehen. Von diesem Haus haben wir den ganzen obren Stock, bestehend: in fünf Zimmern, einer grosen, schönen, hellen Küche; gern hätte ich eine Wohnung mit sieben Zimmern gehabt, aber diese konnte ich an keinem bequemen Ort bekommen, doch können wir uns füglich mehrere Jahre damit behelfen, auch will uns Herr Kaufmann wenn wir es verlangen noch ein Zimmer im 2ten Stock abgeben, über dieses haben wir noch einen Antheil an der Bühne, darauf noch eine gut verschlossene Kammer für uns ist, ferner ein besonderes Holzbehältnis, einen geräumigen gemeinschaftlichen Hof, eine schöne Waschküche, und Garten, von letzterm wir aber außer dem Suppengrün: Schnittlauch, Petersilien, nichts bekommen können, so gern ich ein Stück Garten für Sie meine Beste zu haben wünschte.“ Die Zimmer beschreibt Gmelin wie folgt: „1tes Zimmer ist unsere Wohnstube, 2tes – mein Arbeitszimmer und Lesesaal, worinnen ich meine Bücher, meine Naturalien- und Kräutersammlung habe, 3tes ein kleineres um ein Gastbeth für einen guten Freund darin stellen zu können, 4tes Zimmer mit einem Ofen für meine Herrn Brüder, 5tes Zimmer ist unser Schlafzimmer und dieses ist neben der Wohn-

stube hinten hinaus. Die Magd muß wie es hier der Gebrauch ist in der Küche schlafen, dazu lasse ich ihr einen besonderen Kasten machen, worein das Beth gelegt wird, dieses wird denn wenn sie schlafen geht geöffnet, und am Tag glaubt man es seye nichts, als ein sehr bequemer Küchenkasten.“

In einem kurz darauf geschriebenen Brief heißt es:

„Längstens innerhalb 18–19 Tagen ist unsere Einrichtung gemacht, nun kan ich hier auf diese Art es nicht länger aushalten; meine Wohnung, die schönen Zimmer, die große Küche leer, die Tische unbedeckt, die Spiegel Tod – stehen sehen – Leben muß diesen Dingen gegeben werden – und das einzig durch Sie, meine Einzige! Schicken Sie wenn Sie können die Betten mit nächster bester sicherer Gelegenheit, die niedliche Bettstätten stehen leer da, und sind voller Erwartung! Stellen Sie sich vor ich habe schon eine Magd für uns, die aber natürlicher Weise noch nicht eher ins Haus kommen darf, bis Sie meine Beste! hier sind.“

Die Zeiten waren unsicher und das Reisen nicht ungefährlich. Die Braut mag wegen der Fahrt nach Karlsruhe Bedenken geäußert haben. Gmelin schrieb ihr am 22. Januar etwas großspurig:

„Wegen diesem darf uns nicht bange seyn, wir reißen nur am Tag und da kan ich mit meinen guten Mordgewehren doch immer 5–6 Mann von uns abhalten. Dafür ist mir nie bange, letztlich reiße ich Nachts allein durch Wälder“.

Am 23. Februar 1794 fand die Hochzeit in Steinen statt und Gmelin reiste mit seiner jungen Frau am 27. nach Karlsruhe.

Wohnungsprobleme gab es damals wie heute. Gmelin bemühte sich ein Leben lang um eine Dienstwohnung in der Nähe seiner Arbeitsstätten, dem Naturalienkabinett, dem Gymnasium und dem botanischen Garten. Sie wurde ihm immer wieder versprochen, erhalten aber hat er sie nie. Die Wohnung in der Schloßgasse muß er mit seiner kleinen Familie – am 10. 1. 1798 wurde ihm eine Tochter Karolina Wilhelmina Petronella geboren – nicht lange innegehabt ha-

ben, denn am 5. 4. 1806 klagte er, daß er schon wieder einen kostspieligen Umzug bis zum 23. April zu machen habe. Seine Wohnung, die er noch kein Jahr besitze, müsse er wieder verlassen und zum 12. Male in eine andere Mietwohnung ziehen, in ein Haus, das „keine Fensterläden, schlechte Fenster, Thüren und Böden“ habe, dabei dem Nordwind ausgesetzt sei und besser hergestellt werden müsse. Er sei genötigt dafür statt bisher 200 nunmehr 275 Gulden jährlich Miete zu zahlen. Das gleiche wiederholte sich schon ein Jahr darauf und in einer Eingabe, in der er an die ihm zugesicherte Aufbesserung seiner Besoldung und Hausmiete erinnerte, teilte er mit, daß er durch seinen Umzug, da er nun in dem entferntesten Quartier der Stadt Unterkunft gefunden habe, jetzt gar zu weit vom Naturalienkabinett und den Gärten und Anlagen, wo seine Gegenwart wegen der Geschäfte und wegen der Fremden nicht selten 3 bis 4mal des Tags nötig sei, entfernt wohne. Er sehe sich daher genötigt täglich mit bloßem Hin- und Herlaufen mehrere Stunden zuzubringen, die für ihn verloren seien.

Daß es auch fernerhin so blieb, kann man aus einem Brief schließen, den die Tochter ihrem auf Reisen befindlichen Vater am 8. 7. 1817 schrieb. Darin heißt es: „Nun kömmt die Zeit des Auszuges (das liebeliche Geschäft herbei!) – komme nur ja bald“. Seit mindestens 1831 blieben Gmelin weitere Umzüge erspart. Er wohnte damals in einem Modellhaus des Maurermeisters Johann Christoph Holb (1779–1839), Vorderer Zirkel 4, wo er auch am 26. 6. 1837 als Witwer starb. Seine Frau war ihm am 6. 3. 1834 im Tod vorausgegangen, seine einzige Tochter bereits am 20. 7. 1824 bei der Geburt eines Kindes verstorben.⁴⁾

Lebensgewohnheiten

Seinen Tagesablauf beschreibt Gmelin in einem Brief vom 30. Mai 1801 an seine in Steinen bei ihren Eltern weilende Gattin:

„Hier lebe ich nun seit meinem Wittwerstand auf eine ganz eigene Art – Frühstück nehme ich

keines, weder in meinem noch im Caffeehause – des Mittags speißen Assessor Gottlieb⁵⁾ und ich beysammen, er bald bey mir und ich bey ihme . . . früh um 4 stehe ich auf, um 5 Uhr kommt der Peruquenmacher, ich arbeite bis 8 oder 9 Uhr, dann gehe ich in die Gärten und das Cabinet, von da ins Gymnasium . . . Zu Ring⁶⁾ und Winter⁷⁾ komme ich Abends und sie zu mir, auch der neue liebe Prof. Böckmann⁸⁾. Morgen speiße ich bey Herrn K. R. Volz⁹⁾.“ Man pflegte also damals sehr intensiv die Geselligkeit und Gastfreundschaft. Am 3. Juni schreibt er: „Sonntag Abends muste ich mit Winter bey Herrn Ring eßen – Heute Mittag speiße ich bey Sander¹⁰⁾, gewöhnlich eße ich nur zu Mittag und das mit dem Assessor Gottlieb. Nun bringe ich außer den Gärten und Cabinet vast immer zu Hause zu, und arbeite.“ Und am 17. Juni: „Der Assessor Gottlieb speißt am Dienstag, Mittwoch, Frejtag und Samstag bey mir, ich die übrigen Tage bey ihme, und da wird immer Caffee getrunken mit gutem Rahm. Morgens frühstücke ich nichts.“

Wenig schmeichelhaftes schreibt Gmelin über den in Karlsruhe erhältlichen Wein und das Karlsruher Bier. Seinem Bruder Isaak (1759–1827), der in Müllheim ein Handelsgeschäft betrieb, schrieb er am 16. 8. 1797:

„Wenn ich nur ein Saum guten alten Wein versteht sich um Bezahlung bekommen könnte, denn die hiesigen Weine wollen mir auf die Franken und alten Rheinweine¹¹⁾ gar nicht behagen und das Bier ist erbärmlich schlecht.“

Das Friedensfest 1801

Am 9. 2. 1801 beendete der Friedensvertrag von Lunéville den 2. Koalitionskrieg zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich. Das Ereignis wurde in Stadt und Land gefeiert, so auch in Karlsruhe. Am 3. Juni schrieb Gmelin an seine Frau: „Bis künftigen Sonntag haben wir das Friedensfest und nach der Kirche geht sämtliche Dienerschaft in Ceremonie zu Serenissimus.“ Und am 7. Juni: „Heute vormittag war ich also an unserm berühmten Friedensfest in

der Hof-Kirche, wo das Gedränge der Menschen aus allen Classen so gros war, daß über 100 Frauenzimmer Ohnmachten bekamen. Meine Wenigkeit hatte wie sich versteht Degen, Harbeutel und den gestickten Rock an, nebst weißen Strümpfen – nach der Kirche ging es ins Schloß um Serenissimo etc. Glück zu wünschen und zu danken – auf dem Schloßplatz waren Kanonen aufgepflanzt die zu dreyen verschiedenen malen abgeschossen wurden, um 2 Uhr ging ich erst zum Mittagessen, – bereits als ich dieses schreibe fallen viele Flintenschüße in allen Gassen aus einzelnen Häusern – in allen Wirthshäusern wird getanzt.“

Schließlich am 9. Juni: „Das Friedensfest ist zu Ende und ich lege Dir ein Lied, das Freund Hebel¹²⁾ gemacht hat¹³⁾, bey! was jedermann gefallen muß – Gestern wurde es bey dem elendesten Mahle deme ich je in meinem Leben beywohnte, wo mir noch ein Kopf von einer Taube und eine Spargel zu Theil wurde, abgesungen.“

Anmerkungen:

¹⁾ Bad. Generallandesarchiv Abt. 69 N/Krebs und Archivalien der Landessammlungen für Naturkunde Karlsruhe.

²⁾ *Karl Philipp Eberhard Kaufmann* (um 1773–1803), Oberamtssekretär und Rechnungsrat in Karlsruhe.

³⁾ 1787 zeigte *Kaufmann* an, daß er entschlossen sei, auf seinem Garten „ein modellmäßiges Haus von 55 Schuen der Face nach“ zu erbauen. 1792 gehörte ihm das Grundstück Karl-Friedrich-Straße (die damalige Schloßgasse) 18 unter der Nr. 426 (Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen. II. Karlsruhe 1932).

⁴⁾ Sie hatte am 12. 8. 1820 den damaligen Oberleutnant Friedrich Ludwig Karl Hoffmann (1795–1879) geheiratet.

⁵⁾ *Christian Philipp Gottlieb* (1761–1838), Oberamtsassessor in Karlsruhe, später Hofgerichtsrat in Rastatt.

⁶⁾ *Karl Ludwig Ring* (1769–1835), Hof- und Legationsrat in Karlsruhe.

⁷⁾ *Ludwig Georg Winter* (1778–1838), damals Advokat, später Staatsminister in Karlsruhe.

⁸⁾ *Johann Lorenz Böckmann* (1741–1802), Hofrat und Professor der Mathematik und Physik in Karlsruhe.

⁹⁾ *Theodor Friedrich Volz* (1759–1813), Kirchenrat in Karlsruhe.

¹⁰⁾ *Nikolaus Christian Sander* (1750–1824), Professor der Beredsamkeit und Geschichte, Hofprediger und Oberkirchenrat in Karlsruhe.

¹¹⁾ Gmelin hatte zu Beginn des Jahres 1794 den größten Teil des Naturalienkabinetts wegen drohender Kriegsgefahr nach Ansbach evakuiert. Ein Jahr darauf reiste er mit seiner Gattin nach Erlangen um in der Nähe der dort lagernden Schätze des Naturalienkabinetts zu sein und oblag fortführenden Studien an der dortigen Universität. Im August 1796 kehrte das Paar

nach Karlsruhe zurück. Auf diese Zeit bezieht sich der Passus „auf die Franken und alten Rheinweine“.

¹²⁾ *Johann Peter Hebel* (1760–1826), Kollege Gmelins am Gymnasium und Prälat der evangelischen Landeskirche in Karlsruhe.

¹³⁾ Das bei dem Verleger und Drucker *Carl Friedrich Macklot* (um 1760–1812) als Sonderdruck erschienene Lied ließ sich trotz mancherlei Nachforschungen nicht aufspüren (freundliche Mitteilung von Herrn Professor Dr. W. Zentner, München).

In Stille verweilen

*Seltsam, die Wege zu wandern,
Die man schon oftmals beschritt.
Etwas vom Sehnen der andern
Zieht unsre Straße nun mit.*

*Etwas, was andere dachten,
Die es zur Einsamkeit trieb,
Wie sie hier weinten und lachten,
Was sich ins Herz ihnen schrieb.*

*Ach, nur hinaus schon zu eilen,
Sonne und Wind froh im Haar,
Läßt uns die Stille verweilen,
Macht unser Tun schlicht und wahr.*

Hans Bahrs

Der Badische Staatsrat Ernst von Sallwürk

Zum 50. Todestag am 10. Juli 1976

Folkmar Längin, Wessling/Obb.

In der Badischen Schulzeitung von 1926 (Nr. 32, Seite 477) lesen wir über den „letzten der bedeutenden Schulmänner aus der Glanzzeit einer großzügigen, echt liberalen Schulleitung“ den folgenden Bericht aus Volksschulkreisen: „Unter uns Volksschullehrer trat Sallwürk einmal anläßlich einer Feier zum Gedächtnis Herders, die er selbst veranlaßt hatte. Da erschien er uns selber als einer jener Klassiker aus der Glanzzeit deutschen Geisteslebens, der Hochstehende, allseitig gebildete Weise, klar im Erkennen, vornehm im Ausdruck, milde im Urteil über andere, aber in der eigenen Persönlichkeit über allen Staub erhaben. Wer das Glück hatte, mit ihm unmittelbar zu verkehren, der staunte über das unbedingte Vertrauen, das dieser vornehme Charakter auch dem ihm bisher Unbekannten sofort entgegenbrachte. Gerade dadurch ging unmittelbar eine erzieherische Kraft von ihm aus, der sich niemand zu entziehen vermochte und die jedem unvergeßlich bleibt.“ Dieselbe Verbundenheit mit den praktisch tätigen Erziehern des Badnerlandes bekundete der Badische Philologenverein in den Südwestdeutschen Schulblättern von 1919 (Nr. 4, Seite 85). In einer Grußadresse zu Ernst von Sallwürks 80. Geburtstag steht daselbst: „Von 1873 bis 1914 stand er im Dienste unseres Heimatlandes, seit 1877 gehörte er der obersten Schulbehörde an, zuletzt, von 1907 bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst, in leitender Stellung. In langen, arbeitsvollen Jahren hat er fördernd und belebend auf alle Gebiete unseres Schulwesens eingewirkt; besonders viel verdanken ihm unsere höheren Mädchenschulen. – Als hochangesehener Forscher und Lehrer hat er Unzähligen den Weg zu einer wissenschaftlich begründeten Auffassung ihrer Berufsaufgaben gewiesen und bis in die letzte Zeit zu allen

großen Erziehungsfragen Stellung genommen. Durch Wort und Tat, im Ernst und Scherz hat er sich als einer der Unsrigen bezeigt und jedem, der sich an ihn wandte, freundlich seine Hilfe gewährt.“

Im Jahr 1909 hatte die Heidelberger Akademie der Wissenschaften Ernst von Sallwürk zu ihrem außerordentlichen Mitglied in der Philosophisch-historischen Klasse ernannt. „Zur 50. Wiederkehr des Tages, an dem Sie dereinst die erste akademische Würde bei der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen erwarben, naht sich Ihnen mit den herzlichsten Glückwünschen auch die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die sich zur Ehre rechnet, Sie zu ihren Mitgliedern zu zählen.“ In diesen 3 Würdigungen zeigt sich die umfassende Weite der pädagogischen Wirksamkeit Ernst von Sallwürk's, sozusagen auf 3 Ebenen: Der des Volksschulwesens als Basis jeglicher Erziehung, auf dem Gebiet der höheren Gymnasialbildung und auf der hohen Stufe des akademischen Geisteslebens.

Ernst von Sallwürk, dessen 50. Todestag am 10. Juli 1976 der Anlaß für diese Zeilen ist, entstammt einem alten oberschwäbischen Geschlecht, das bis ins 16. Jahrhundert zurück verfolgt werden kann. Einer seiner Vorfahren, der Kanzleiverwalter des Klosters Zwiefalten, Nicolaus von Sallwürk (1769–1834), hatte es durch persönlichen Mut und diplomatisches Geschick verstanden, das herrliche Zwiefalter Münster samt den Klosterbauten vor der Zerstörung durch die Franzosen unter General Moreau zu retten. Zwei Generationen zuvor war Ignaz Franz Josef Tiber (von) Sallwürk, der Großvater des Nicolaus, wie alle Vorfahren Jurist, als Syndicus der Stadt Ehingen an der Donau und des schwäbisch-österreichischen Krei-

ses von der Kaiserin Maria Theresia in Wien am 16. Nov. 1758 in den erblichen Adelsstand erhoben worden. Von dem Adelsprädikat *Sallwürk von Wenzelstein* hat unser badischer Staatsrat indessen nur selten Gebrauch gemacht.

Ernst von Sallwürk wurde am 7. Mai 1839 in Sigmaringen als Sohn des fürstlich-hohenzollerischen Regierungspräsidenten Anton v. S. und dessen Gemahlin Josephine geb. Schmalholz geboren. Er wuchs mit 2 Geschwistern, der ein Jahr älteren Schwester Julie und dem jüngeren Bruder Otto, dem späteren Rastatter Gymnasialprofessor, in der kleinen Residenzstadt Sigmaringen auf. Es ist überliefert, daß die beiden älteren Geschwister eines Tages, in jugendlichem Übermut, die oben im Schloß befindliche elterliche Wohnung in einer gewagten Kletterpartie von der Donauseite her bestiegen haben. Wer die prächtige Ansicht des hoch auf einem Jurafelsen erbauten Sigmaringer Hohenzollernschlosses von der anderen Donauseite aus kennt, wird sich den Schrecken der Eltern ausmalen können, als die Kinder da heraufgeklettert kamen. Doch bald sollten andere Schrecken in die zunächst so unbeschwerte Jugend Ernst von Sallwürks dringen. Die Revolution von 1848/49 veranlaßte den Regierungspräsidenten, seine Familie in einem tief im Walde gelegenen Forsthaus in Sicherheit zu bringen. Der Fürst dankte ab, sein Land wurde der preußischen Monarchie einverleibt, und der letzte fürstlich-hohenzollerische Regierungspräsident Anton von Sallwürk wurde erster preußischer Regierungspräsident der Provinz Hohenzollern. Da man in Berlin indessen zu wenig Rücksicht auf seine dienstliche Vergangenheit nahm, ließ er sich zur Disposition stellen und zog sich nun – ich lasse seinen Sohn Ernst weiter berichten –, in die alte Heimat unserer Familie, Konstanz am Bodensee, zurück, wo auch meine Mutter ihre Jugend verlebt hatte. Er hatte die Absicht, hier zunächst von den Aufregungen der Revolutionszeit sich zu erholen und dann sich wissenschaftlichen Studien und der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Dabei hatte er freilich

versäumt, für seine persönlichen Verhältnisse so zu sorgen, wie es seiner dienstlichen Stellung angemessen und ihm als erstem Beamten seines Landes wohl möglich gewesen wäre. Er hatte auch die Schwester meiner Mutter mit 3 Söhnen bei sich aufgenommen. Diese war die Witwe des Mathematikprofessors am Gymnasium in Konstanz, der früh gestorben war und seine Familie in sehr bedrängten Verhältnissen hinterlassen hatte. So waren in unserem Hause zwei Frauen und sechs Kinder. Es ging also sehr lebhaft bei uns zu; ich bin in einem sehr einfachen Haushalt, aber in fröhlicher Gesellschaft unter der harten Zucht eines strengen Vaters aufgewachsen. In meinem ersten Lebensjahr muß ich ein sehr schwächliches Kind gewesen sein; seitdem aber bin ich, von äußeren Verwundungen abgesehen, nie krank gewesen.“ Auch aus der Konstanzer Gymnasialzeit weiß die Familientradition zu berichten, daß Ernst von Sallwürk, trotz seiner früh zutage tretenden Neigung zu philosophischen Geistesgebieten kein Stubenhocker war. Bei überhohem Wasserstand zur Zeit der Schneeschmelze drohte die etwas abwärts von der alten Konstanzer Rheinbrücke gelegene, in den Strom hinausgebaute Mühle überflutet zu werden. Die Müllersleute waren in höchster Lebensgefahr. Während die am Ufer versammelte Volksmenge dem aufregenden Schauspiel untätig zuschaute, löste sich bei der Brücke ein Boot vom Ufer, welches, in der reißenden Strömung von 2 jungen Burschen sicher gerudert, der gefährdeten Mühle zustrebte und die Müllersleute ans rettende Ufer brachte. Einer der beiden Retter in größter Not hieß Ernst von Sallwürk; er wurde mit seinem Kameraden, dessen Name leider vergessen ist, tags darauf im Gymnasium vor der versammelten Schulgemeinde öffentlich belobigt.

Gleich zweimal hat Sallwürk sein Maturitätsexamen (Abitur) abgelegt: Am badischen Gymnasium in Konstanz, dessen Primus omnium er war, und, als preußischer Untertan im selben Monat des Jahres 1858 in Sigmaringen. Das badische Abiturzeugnis genügte damals nicht für den preußischen Staatsdienst. Es fol-

gen Studienjahre in Berlin, wo auch der Militärdienst, das „Einjährige“ abgeleistet wurde, und in Tübingen, in klassischer und moderner Philologie, in Philosophie und Geschichte. Sogar Sanskrit, die ehrwürdige Sprache der alten Inder, wird gehört bei dem Berliner Orientalisten F. Bopp. Da Sallwürk der einzige Hörer dieser, sich auch auf Sprachvergleiche ausdehnenden akademischen Übungen war, zitierte der Professor kurzerhand seine alte Magd mit dem Strickstrumpf in den Hörsaal, damit der akademischen Regel „Tres faciunt collegium“ Genüge getan war. Unter den Tübinger Universitätslehrern gewann der Ordinarius für französische und englische Sprache, Professor Adolphe Peschier, für unseren Studiosus besondere Bedeutung. Seine jüngere Tochter Clara hat nach Sallwürks eigenen Worten „in glücklicher Ehe 54 Jahre mit mir gelebt und durch ihre Güte und Liebe mir unvergeßliches Glück, durch ihren Tod unsagbaren Schmerz bereitet.“ Auch sie konnte auf eine bedeutende Ahnenreihe verweisen. Einer ihrer Vorfahren, Jacques Pecher aus Bagnoles (Les Bains) im Languedoc, war 1698 wegen religiösen Freisinnes zu lebenslanger Galeerenstrafe verurteilt worden, aber schon 1699 freigelassen unter der Bedingung, nie wieder französischen Boden zu betreten. Er wandte sich nach Genf; seine Nachfahren, die ihren Namen fortan Peschier schrieben, waren Apotheker und Ärzte, bis zu dem Tübinger Professor der französischen Sprache. Trotz dieser französischen Herkunft war Clara von Sallwürk eine gute deutsche Hausfrau, „das Herz meines Hauses und die Mutter meiner Kinder.“ Hatte Ernst von Sallwürk schon in seiner Konstanzer Gymnasialzeit starke musikalische Anregungen und Unterweisung in der Musik von seinem Onkel Carl Ferdinand Schmalholz (1802–1882) empfangen, dem Konstanzer Münsterorganisten und „Sängervater vom Bodensee“, so konnte er in Tübingen, als Ausgleich zu den wissenschaftlichen Studien, eifrig musizieren und sein Können, vor allem auf der Violine vervollkommen. Universitäts-Musikdirektor Friedrich Silcher, der bekannte Kom-

ponist von „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „Am Brunnen vor dem Tore“ war 1860 gestorben. „Ich hatte ihn“, so schreibt Sallwürk in seiner Selbstbiographie, „im studentischen Trauergefolge mit zu Grabe getragen. Sein Nachfolger war Otto Scherzer (1821–1886), ein Mann von bedeutendem Wissen und Können und ungemeiner Tatkraft. Wer mit ihm durch dick und dünn ging, unter Umständen auch einmal seinetwegen die Studien versäumte, konnte viel bei ihm lernen; und so bin ich dem tüchtigen Manne noch heute dankbar, weil die Pflege der Musik in der Erziehung lange Zeit auch ein Gegenstand meiner beruflichen Verpflichtungen war.“

Dem in Berlin 1863 abgelegten Staatsexamen mit der Lehrbefähigung in Deutsch, Latein und Griechisch, wozu später noch die Fächer Religion und Französisch kamen, folgten erste Berufsjahre am Gymnasium in Sigmaringen-Hedingen und in Koblenz. „1864 wurde mir von der Universität Tübingen die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen, nachdem ich ihr eine wissenschaftliche Arbeit vorgelegt hatte, mit der ich eine von derselben gestellte Preisaufgabe beantwortet hatte. 50 Jahre später erneuerte sie in feierlicher Weise die Erteilung der akademischen Würde, indem sie mich zum Doctor honoris causa ernannte. In diese Koblenzer Zeit fiel aber der Feldzug gegen Österreich 1866; ich wurde im Mai als Landwehroffizier in ein rheinisches Linienregiment einberufen und bald als Führer einer Nachschubkompanie nach Böhmen geschickt. Dort hatten wir schwer mit der Cholera zu kämpfen. Als ich wegen der Beerdigung eines plötzlich gestorbenen Kameraden mit einem böhmischen Geistlichen verhandeln mußte, konnte dies nur in lateinischer Sprache geschehen. Die Böhmen wunderten sich aber, daß ihr Pfarrer so gut deutsch sprechen könne, während meine Soldaten darüber staunten, daß ich in so kurzer Zeit so gut Böhmisch gelernt habe.“

Schon nach wenigen Jahren gelang Sallwürk die Rückkehr in die schwäbische Heimat. „Im April 1868“ – wir folgen wieder seinen eigenen



Worten – „erhielt ich meine Ernennung zum Rektor der kleinen Realschule in Hechingen am Zoller, auf dem der König von Preußen eine Neue Burg errichtet hatte. Ich verheiratete mich jetzt und fand meine neuen, aber sehr einfachen Verhältnisse meinen Wünschen ganz entsprechend: große Freiheit in der inneren Verwaltung meines Amtes, ein freundliches Lehrerkollegium und lernbegierige, gutgesittete Schüler. Meine Arbeit war allerdings recht umfangreich; ich mußte mehr Unterrichtsstunden erteilen, als man heute dem jüngsten Gymnasiallehrer zumutet. Nach und nach habe ich hier und in mei-

nen späteren Verwendungen in allen Schulfächern unterrichtet, vom Hebräischen und Griechischen bis zum Zeichnen, Singen und Turnen herab. Das wurde mir aber ein großer Gewinn, als ich später als Schulaufsichtsbeamter in allen Fächern Revisionen abnehmen mußte. – Nun brach aber wieder Krieg aus. Im Sommer 1870 wurde ich in ein rheinisches Landwehrregiment einberufen, das bald den Rhein überschritt und die längste Zeit an den Belagerungen französischer Festungen teilzunehmen hatte. Zuletzt lag ich, mit der Führung einer Kompanie beauftragt, in der kleinen Festung Montmédy. Hier

traf eine Depesche bei mir ein, wonach mir am 23. März 1871 ein Sohn geboren worden sei. Im April endlich durfte ich die kleine Familie in der Heimat begrüßen. Es war wie in den Sternen geschrieben, daß mein im Krieg geborener erster Sohn Paul einst auch auf Kriegspfaden wandeln sollte. Er hat als preußischer Jägeroffizier den Krieg in China unter York und später die Kämpfe in Südwafrika mitgemacht, hier aber die Keime eines frühen Todes geholt.“ Paul von Sallwürk ist 1913, 42jährig an Malaria gestorben. Seine 1872 geborene Schwester Ella, später Gattin des Direktors der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, Theodor Längin, überlebte ihren älteren Bruder um fast 60 Jahre. Sie starb vor 4 Jahren 100jährig in Karlsruhe. Zwei weitere Brüder haben ihren Lebensweg auch im badischen Schuldienst gefunden, Edmund (1874–1942) als Oberstudiendirektor der Karlsruher Helmholtz-Oberrealschule, und Adolf (1877–1951) als Professor in Baden-Baden. Sigmund (1874–1944), der Zwillingbruder von Edmund, wurde ein bekannter und gesuchter Portraitmaler in Halle a. d. Saale.

Trotz der Hechinger Idylle strebte Ernst von Sallwürk allmählich aus diesen kleinen Verhältnissen herauszukommen, um engere Fühlung mit der allgemeinen pädagogischen Bewegung der Zeit zu nehmen, die seine eigentliche Berufung und sein Lebensziel darstellte. Er konnte in den badischen Schuldienst übertreten, wurde zunächst (1873) Professor am Realgymnasium in Baden-Baden, nach 2 Jahren Leiter einer ebensolchen Anstalt in Pforzheim, aber schon 1877, erst 38jährig, in den badischen Oberschulrat nach Karlsruhe berufen, dem er, zuletzt als Direktor bis 1914 angehörte. „Ich hatte mir aber vorgenommen“ schreibt Sallwürk selbst, „nicht länger im Dienst zu bleiben als bis zur Vollendung meines 75. Lebensjahres, die ich auf den Mai 1914 zu erwarten hatte. Der Landesherr wollte mich zunächst noch zurückhalten, da meine Gesundheit noch ungestört war. Meine später noch einmal vorgebrachte Bitte wurde aber in der freundlichsten Art gewährt unter Verleihung des Titels eines Staats-

rates, den ich lieber führe als jeden anderen, der mir etwa hätte zukommen können. Am 1. April 1914 bin ich in den Ruhestand getreten, glücklich im Genuß der Muße, die mir jetzt zuteil geworden war. Während ich Vorlesungen an der Technischen Hochschule hielt, war mir so viel an wissenschaftlichen Entwürfen zusammengekommen, zu deren Ausarbeitung ich die notwendige Zeit nicht finden konnte, daß ich jetzt mit freudigem Eifer an diese langversäumte Arbeit heranging.“

Da es den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde, auf die über 50 Einzelschriften Ernst von Sallwürks näher einzugehen, können nur einige wesentliche herausgegriffen werden. Dem, nach Professor A. Daur, wertvollsten und schönsten größeren Werk Sallwürks „*Die Schule des Willens als Grundlage der gesamten Erziehung*“ (Langensalza 1915, 546 Seiten), auf das ich schon in Heft 1/2 von 1965 der Badischen Heimat hingewiesen habe, möchte ich den Satz entnehmen, der als Quintessenz am Schluß des 3. Teiles steht: „Der menschliche Beruf ist Gestaltung der Welt nach den Normen der Sittlichkeit. In dieser Arbeit bestätigt sich unser Wille; dabei sollen *Wissenschaft, Kunst und Religion* seine Ruheplätze sein, von denen er immer mit verjüngter Kraft in das Leben, das sein Handeln erwartet, zurückkehrt.“

„*Die didaktischen Normalformen*“, 1901 bis 1920 in 8 Auflagen verbreitet, bildeten jahrzehntelang die Grundlage für alle Anfänger des Lehramtes beim Aufbau einer Unterrichtsstunde. Die von den älteren Pädagogen Herbart und Ziller angesetzten 5 Formalstufen werden bei Sallwürk auf 3 reduziert: A Hinleitung – B Darstellung – C Verarbeitung. Wie mir mein Freund, Gymnasialprofessor Wilhelm Lehr mitteilt, führt die moderne Pädagogik heute noch den Kampf um eine Einigung auf 5 oder nur 3 Stufen im Ablauf einer Unterrichtseinheit. Der Vergleich zu den heute angewandten Termini ist sehr aufschlußreich, da sich die Abschnitte des methodischen Vorganges in jedem Fall von 5 auf 3 reduzieren lassen:

<i>Moderne</i>	<i>von Sallwürk</i>
Motivation } Präparation }	Hinleitung
Inkubation } Illumination }	Darstellung
Verifikation	Verarbeitung

Wie man sieht, geht es heutzutage nicht ohne Fremdwörter; die Frage ist indessen, ob die deutschen Ausdrücke Sallwürks nicht doch klarer und verständlicher sind?

Seine vielseitigen, außerordentlichen Sprachkenntnisse hat Ernst von Sallwürk nicht nur im Unterricht und als Prüfungskommissar angewandt. Jean-Jacques Rousseau's bedeutenden pädagogischen Roman „Emile ou de l'éducation“ (Emil oder über die Erziehung), den Goethe „das Natur-Evangelium der Erziehung“ nannte, hat Sallwürk übersetzt und in der 4. Auflage eine Biographie Rousseau's angefügt. Shakespeare's Hamlet wurde auf Grund der Schlegel'schen Übersetzung neu übertragen und herausgegeben. John Locke's Gedanken über Erziehung erschienen 1897 übersetzt und erläutert von Ernst von Sallwürk. Schon 1886 war eine Schrift erschienen: Fénélon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich. Daß die Musik in Ernst von Sallwürks Leben eine große Bedeutung hatte, zeigte sich schon in seiner Tübinger Studentenzeit, aus der einige hübsche Lieder seiner Komposition erhalten sind. Im Vordergrund stand aber sein Violinspiel, das er bis ins hohe Alter pflegte. Seinem Enkel, dem Verfasser dieses Aufsatzes, sind viele Musizierstunden unvergeßlich, in denen er mit dem Hochbetagten fast alle Mozart-Sonaten für Violine und Klavier spielen durfte. An das Triospielen Großvater – Mutter – Enkel in den 20er Jahren erinnert das Geschenk eines Schumannschen Klaviertrios in schöner Stichausgabe, dem der kleine Vers beilieg:

*Mit äußerer Fertigkeit zu glänzen,
das überlaß den schwachen Geistern.
Dein echtes Können zu ergänzen,
Begib Dich zu den großen Meistern.*

Ich habe diesen weisen Rat als Vermächtnis betrachtet und in den über 500 Konzerten meines Musikerdaseins danach gehandelt, desgleichen meine jetzt 50jährige musikpädagogische Tätigkeit danach ausgerichtet. – Auf einen Wesenszug in Ernst von Sallwürks Charakter möchte ich noch hinweisen, den Humor. Dabei denke ich nicht an die 1920 erschienene kleine Schrift mit diesem Titel, in der auf die Wichtigkeit des so genannten „großen Humors“ (Höfding) für die Unterrichtsmethodik hingewiesen wird. Nein, ich meine den köstlichen Humor in Dingen des schlichten Alltags, den man bei Gelehrten vom Range Sallwürks selten antrifft. Am Tage vor dem Umzug in seine letzte Wohnung in der Karlsruher Vorholzstraße schreibt er an seine Tochter: „Da wir noch sehr viel Futter im Haus haben, läßt Mama für alles danken und bittet, daß Du ihretwegen Dich nicht bemüht. Wir sitzen wie Cato auf den Trümmern Carthagos beim Nachtessen. Grüßend der alte Cato.“ Wer je in dieser trostlosen Lage war, wo man auf den Kisten sitzt, wird diese antike Anspielung als köstlich empfinden.

Zum Schluß möchte ich aus den vielen kleinen Schriften Ernst von Sallwürks eine herausgreifen mit dem harmlosen Titel „Ferientage. Pädagogische Erwägungen.“ Sie ist 1876, vor hundert Jahren, erschienen, und Professor Tuiskon Ziller in Leipzig gewidmet, mit dessen Ansichten (bei aller Verehrung) Sallwürk nicht immer konform ging. Und obwohl nach Zillers Tod 1882 ein heftiger Gelehrtenstreit über die Zillersche Schule einsetzt, in dem Sallwürk seine an Kant orientierten Ansichten und Erkenntnisse temperamentvoll verteidigte, ist in der 2. Auflage 1897 die Widmung von 1876 wiederholt. Das Vorwort bringt den vielsagenden Satz: „Seitdem bin ich um viele Erfahrungen reicher geworden, die mir meist eine Enttäuschung gebracht haben. Nur in dem bin ich nicht enttäuscht worden, daß ich immer denjenigen Stand für den glücklichsten und verdienstvollsten gehalten habe, der die Jugend für ihre Zukunft und die der Menschheit vorbereitet.“ Et-

was später heißt es, daß „die Erziehung eine ‚Kunst‘ ist, wie Pestalozzi meint, oder, wie wir heute wissen, eine die höchsten wissenschaftlichen Ergebnisse zusammenfassende und ins Leben überführende Thätigkeit.“

In 7 kurzen Kapiteln wird eine mehrtägige Fußreise beschrieben und alle Eindrücke mit Hirten, Bauern und Arbeitern pädagogisch beleuchtet, deren Lebensansichten und Gewohnheiten abgewogen, bejaht oder verworfen. Da plötzlich meldet sich im 5. Kapitel die poetische Ader des Verfassers und statt der erwarteten Fortsetzung der Erzählung stehen Verse, ein Sonett reinster Formgebung, mit dem diese Zeilen beschlossen werden sollen, die dem Gedenken an den vor 50 Jahren aus dieser Welt gegangenen hervorragenden Pädagogen und edlen, gütigen Menschen Ernst von Sallwürk gewidmet sind.

*Durchfliegt dein Wissen alle Höb'n und Weiten,
Mit deinem letzten Atem ist's dahin;
Und kennest du der Wesen tiefsten Sinn,
Das alles muß mit dir zur Grube gleiten.*

*Ein fruchtbar Erdreich mußt du dir bereiten,
Da streue dein's Geistes Körner hin:
Mit jedes Herbstes reicherem Gewinn
Verjüngt sich so dein Geist in fernste Zeiten.*

*Allein Geduld bedarf's und treuer Hut:
Nicht jedes Korn wird keimen! Stürme tosen
Und böse Fröste drohn und Sommers Glut;
Doch eines Tags erblüht der Strauch von Rosen,
Umrankt den Hügel, wo dein Leichnam ruht,
Und duftet lieblich, wenn die Winde kosen.*

*Frühmorgens sitz ich auf der Bank am Wege,
Der über'm Dorf am Walde aufwärts zieht.
Ich weiß es nicht, wie ich hieher geriet
In dieses friedvoll stille Waldgehege.*

*Wer frägt nach meinem Pfad und meinem Stege?
Hinauf, hinab, so weit mein Auge sieht,
Gewahr ich wie im weiten Thalgebiet
Ein fröhlich Leben überall sich rege.*

*Wer einsam sein will, der ist bald allein,
Und du vor allen sollst darum nicht klagen.
Jetzt sind sie mündig: laß sie lustig sein
Und laß sie auch den Schmerz allein jetzt tragen.*

*Laß es geschehen, wie die Welt jetzt fährt
Und wie dein Wirken sich an ihr bewährt!*

*Wie hat des Lebens Unruh mich gebetzt,
Der Gram im tiefsten Herzen mich zerfressen!
Das Schlimmste, was dem Menschen zugemessen,
Ist mir als letztes Lebensziel gesetzt.*

*Für andre lebt' ich nur und sehe jetzt,
Wie sie des Lehrers und des Freunds vergessen,
Auf dessen Schoß sie spielend einst gesessen: –
So will's die Welt, und Leid giebt sie zuletzt.*

*Da kommt ein Kind des Weges hergegangen,
Den Busch von blühnden Rosen in der Hand.
Es lacht mich an mit vollem Aug' und Wangen
Und legt mir in den Schoß des Lenzes Pfand.
Hab Dank, mein Kind, du nabtest mir zum Segen:*

Wer möchte ohne Jugend Hoffnung hegen!

*Schon seh ich sie vom Thale aufwärts wallen.
Ein blühend starkes Weib – sorglich und lind
Hält sie im sichern Arm ihr frisches Kind
Und freut sich an des kleinen Schatzes Lallen.*

*Dann höre ich des Gatten Stimme schallen;
Er zieht zur Arbeit mit dem Hausgesind,
Mit Erntewagen und mit Pferd und Rind,
Und freundlichen Befehl erteilt er allen.*

*Sie scherzen harmlos, und ein frohes Wort
Tönt mir zum Morgengruß aus ihrem Munde.
Einsamer Mann, nun wirf die Sorgen fort
Und freue dich der sel'gen Erntestunde,
Die, was im tiefsten Herzen du begehrt,
Dir in der Arbeit Segen nun beschert.*

*Nun läßt du deinen Knecht von hinnen ziehn,
Du großer Gott der Wahrheit und der Liebe.
Du siebst die Menschen mit gerechtem Siebe*

*Und hast des Menschen Schwachheit mir ver-
ziehn.*

*Von meiner Saat ist vieles doch gediehn,
Manch gutes Reis entsprang aus schwachem
Triebe;*

*Es fällt ja auch kein Baum von einem Hiebe,
Und manches blüht noch, was erstorben schien.*

*Es war nur Schwachheit, was mich zweifeln
hieß,*

Wo Gottes Gnade selbst den Garten pfliegte.

Es war der Wahn, der mich verzagen ließ,

Wo Gott in dürres Land den Samen legte.

Nun ist mein Ziel erreicht, der Wahn zerronnen:

*Nimm, Gott, mich auf in deines Himmels Won-
nen!*

Literatur: Die Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Leipzig 1926. Daraus: Ernst von Sallwürk.

Peter Josef Dahnen, Sallwürks Erziehungstheorie in ihren philosophischen Grundlagen, ihrer Entwicklung und Systematik. Karlsruhe 1933. 8. Heft der Mainzer Abhandlungen zur Philosophie und Pädagogik.

Ernst von Sallwürk, Die Schule des Willens als Grundlage der gesamten Erziehung, Langensalza 1915.

Ernst von Sallwürk, Die didaktischen Normalformen. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1904.

Ernst von Sallwürk, Ferientage, Pädagogische Erwägungen. 2. Auflage. Langensalza 1897.

Folkmar Längin, Dr. Ernst von Sallwürk, Badischer Staatsrat. Aus: Badische Heimat, 1965, Heft 1/2. Seite 141.

Gedanken im Alter

*Der Himmel hat auch seinen ew'gen Kummer, –
wie Manches kommt ihm heute kreuz und quer;
es geht ein unklar Wirken durch die Atmosphäre,
und auch die Lüfte haben es oft schwer.*

*So denke nie, nur Du allein habst Nöte,
– weil man nicht weiß, wie lange man noch lebt, –
es geht dem Baume so, wie auch der Rose,
um die noch eben sanft ein müder Falter schwebt.*

*Drum nimm es hin, doch nütze Deine Stunden,
daß Dir der Vorwurf seist erspart,
Du habest tatenlos die Zeit vergeudet,
– das Alter ist gar bald verjahrt! –*

Ida Pfeifer-Hofmann

Von Geigen und Geigenmachern im Südschwarzwald

Franz Laubenberger, Freiburg

Bei den Arabern, deren Kenntnisse in der Medizin und Heilkunst schon im Mittelalter bekannt und berühmt waren, galt die Laute als Königin der Musikinstrumente, weil sie glaubten, ihr süßer Ton könne Kranke wieder gesund machen. Auch im christlichen Abendland war die Laute ein vielgespieltes und bis ins 17. Jahrhundert hinein weit verbreitetes Instrument. Heute ist sie mehr und mehr verdrängt und fristet ein weitaus bescheideneres Dasein als ehemals. Den einstigen Vorrang, wenn auch nicht die Stelle der Laute, nimmt jetzt die Geige ein. In dem 1637 in Paris erschienenen Buch des Minoritenpaters Mersenne, „Harmonie universelle“ betitelt, wird erstmals die Geige als die Königin der Instrumente gerühmt, weil sie alle Töne akustisch ebenso richtig hervorbringen könne wie die menschliche Stimme, und ihr zaubernder Klang, der durch den Bogenstrich auf den Saiten entstehe, jeden Zuhörer zwingt, der Geige diesen königlichen Rang zuzugestehen.

Lauten und Geigen wurden seit alten Zeiten vornehmlich dort hergestellt, wo man die Musik pflegte. Die Hersteller der Instrumente galten schlechthin als Künstler und durften sich als solche rühmen lassen, wie es zum Beispiel von Anaxiles, einem griechischen Instrumentenbauer des ausgehenden zweiten Jahrhunderts nach Christus, überliefert ist. Wenn in alten Schriften und Büchern von Lauten und Geigen die Rede ist, werden meist ihre Hersteller mit Namen genannt, so etwa in den Schatzkammerverzeichnissen des österreichischen Kaiserhauses oder in jenen der Fuggerschen Kunstkammer von 1568. Instrumente, deren Verfertiger unbekannt waren, teilten dasselbe Schicksal wie Gemälde oder Bildwerke unbekannter Herkunft: sie wurden geringer eingeschätzt. So war

es nicht nur berechtigter Künstlerstolz oder geschäftliche Reklame, sondern in erster Linie eine Forderung der Kenner und Liebhaber dieser Instrumente, daß sie mit der Brandmarke oder dem Zettel ihres Meisters versehen sein mußten.

Wer indessen der geniale Meister war, der die erste Geige baute, wird wohl kaum mehr zu beantworten sein. Vielleicht ist sie das Werk mehrerer Künstler gewesen, die nacheinander das Instrument zu jener Vollendung und klassischen Form entwickelt haben, die am Beginn des 18. Jahrhunderts erreicht war und seitdem nie mehr übertroffen werden konnte. Vom Namen her ergeben sich keine Anhaltspunkte. Das Wort Geige weist zurück auf den französischen Ausdruck „Gigue“. Man bezeichnete damit im 13. Jahrhundert die Fidel mit dem lautenartigen, stark nach unten gewölbten Schallkörper. Eigentlich war es ein Spottname für die ältere Form der Violen jener Zeit, welche einem (Reh-)Schinken (gigue) ähnelten. In Deutschland waren diese beliebter als die neueren flachen Instrumente. In der Folge hat sich die Bezeichnung Geige allgemein für Streichinstrumente durchgesetzt und sich auch für die Verwandten der Violine wie Baßgeige, Kniegeige, Altgeige erhalten.

So wenig man den „Erfinder“ der Geige kennt, so wenig läßt sich mit Sicherheit das Urinstrument bestimmen, aus welchem sie entstanden ist. Sicher ist, daß im ausgehenden Mittelalter der zu einem besonderen Kunstzweig verfeinerte Lautenbau in der alten Stadt Füssen am Lech eine bedeutende Rolle spielte, lange bevor die Blüte und Glanzzeit der italienischen Geigenbaukunst begann. Sie verschaffte der Stadt Cremona geradezu Weltruhm, wo seit Andrea Amati (1535–1611) und Antonio Stradivari



Lukas von Leyden (1524)
Lautenist und Violinspielerin.

(1644–1737) durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch in einer weder vorher noch nachher erreichten Vollkommenheit „die Königin der Instrumente“ hergestellt wurde. So müßig es ist, den Ursachen, Bedingungen und Voraussetzungen nachzugehen, die gerade Cremona zum Zentrum des vollkommensten Geigenbaues machten, so wenig bedarf es einer Erklärung, weshalb auch in deutschen Landen überall da, wo Schnitz- und Bastlerarbeit beheimatet war, der Geigen- und Lautenbau zeitweise eine Hausindustrie werden konnte.

Mit seinen Tannenwäldern, seinem Reichtum an Hölzern aller Art hat auch der Schwarzwald von alters her die Anfertigung von Holzwaren verschiedenster Gattung angeregt und ermöglicht. Spankörbe und Spanschachteln, Holzlöfel und Holzschuhe, aber auch Uhren und Spielzeug aus Holz wurden nirgends geschickter gemacht als von den Schnitzlern und Schnef-

lern in den Schwarzwälder Schnitzerstuben. Schon von Kind auf lernte man dort mit dem Schnitzmesser umzugehen, wobei eine besondere Begabung für derlei Beschäftigung hinzukommen mochte. Indessen blieb das Geigenmachen zunächst das Reservat einer einzigen Familie, deren Stammvater Simon Straub 1706 in Friedenweiler bei Neustadt im Schwarzwald gelebt hat. Seine an Tiroler und Füssener Modelle erinnernden Geigen waren allerdings mehr auf die Bedürfnisse ländlicher Musik abgestimmt und waren sicher auch sehr wohlfeil zu haben. Schon kunstvoller im Bau der Instrumente erwies sich Max Straub, vielleicht ein Sohn oder naher Verwandter, der in Röttenbach und Löffingen zwischen 1770 und 1780 als Geigenmacher arbeitete. Ein weiterer Verwandter, Johannes Straub aus Rudenberg, hatte es bald heraus, daß man als Geiger auf dem Tanzboden schneller und leichter zu mehr Geld kam als mit Geigenmachen. So gab er seinen eigentlichen Beruf auf und war bald als „Geigenhannes“ überall da zu finden, wo es fröhliche Leute und durstige Kehlen gab. Er starb 1854 in Löffingen und mit ihm die Schwarzwälder Geigenmacherei.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Instrumenten Straubs hatte in seinen Geigen der Geigenbauer Johann Conrad Ergele, der zwischen 1725 und 1788 in Waldshut lebte. Sein gleichnamiger Sohn, der in der väterlichen Werkstatt die Kunst des Geigenbauens erlernt und auf Wanderschaft in der Fremde vervollkommen hatte, übernahm nach der Rückkehr die Werkstatt des Vaters. Während seiner mehrjährigen Abwesenheit vom Elternhaus war die Mutter gestorben, und der Vater hatte sich zum zweitenmal verheiratet. Die Stiefmutter, die er bei der Heimkehr vorfand, charakterisierte er in seinem eigenhändig geschriebenen Hausbuch folgendermaßen: Der Vater wurde „... mit dieser Ehe so angeführt, daß er keine schlechtere Frau in Waldshut hätte bekommen können: alles mußte versoffen sein...“ Wie aber alles im Leben seine zwei Seiten hat, so sind es gerade diese mißlichen Familienverhältnisse bei den



Geigen von Job. Conrad Ergele aus dem Jahre 1779 (links) und Job. Nepomuk Ergele aus d. J. 1811 (rechts)

Foto-Berthold, Freiburg

Waldshuter Ergeles gewesen, die den Geigenbau nach Freiburg im Breisgau gebracht haben. In seiner treuerzigen Weise schildert Johann Conrad Ergele in dem schon erwähnten Familienbuch, wie er zusammen mit dem Vater eine Zeitlang vergeblich in der Werkstatt sich abmühte; denn was an Verdienst einging, brachte die trunksüchtige Frau durch: „Meine Stiefmutter zerschnitt mir meine Hemmeter (Hemden), die ich aus der Frembd gebracht habe zu Windeln für ihre Kinder: ich hatte Arbeit und genug zu verdienen, aber es half nichts, ja, meine Stiefmutter trug die Früchte unter (während) der Predigt an den Sonntagen aus dem Haus, kurz ich war es müde, dies länger anzusehen. Anno 1774 ging ich nach Rheinfelden, erzählte es meiner Schwester, die ältest 1. Ehe, lieh von ihr 5 fl. und ging also den 27. April nach Freiburg . . .“

In der Pfaffengasse, der heutigen Herrenstraße, richtete sich der Geigenmacher Ergele eine Werkstatt ein und hing sein Schild aus. Schon nach elf Monaten hatte er soviel verdient, daß er das Freiburger Bürgerrecht erwerben und daran denken konnte, sich häuslich in der Stadt niederzulassen. Im Jahre 1775 verheiratete er sich mit der Metzgerstochter Maria Anna Knupfer, die 250 fl. Mitgift in die Ehe brachte. Nun konnte Ergele sein Geschäft weiter ausbauen; an Aufträgen fehlte es nie, und der Geigenbau florierte, denn die Instrumente waren sauber und gediegen gearbeitet. Beglückt und zufrieden schrieb Johann Conrad Ergele am Ende seiner Tage in das Hausbuch: „Gott sey gedankt, niemals keine Noth gelitten.“

Von seinen fünf Kindern trat der älteste Sohn Johann Nepomuk wiederum in die Fußstapfen des Vaters. Auch er wurde ein tüchtiger und ge-



Geigenzettel des Joh. Conrad Ergele (1784)

achteter Meister. Als er 1863 im hohen Alter von 96 Jahren in Freiburg starb, erlosch mit ihm die Geigenbauertradition in der Familie. Seine Kinder und deren Nachkommen wandten sich anderen Berufen zu. Aber auch die ursprüngliche Schreibweise seines Familiennamens Ergele hatte Johann Nepomuk schon zu seinen Lebzeiten aufgegeben und in Ergellet umgewandelt. Aus der Familienüberlieferung weiß einer seiner Nachfahren, der Freiburger Kaufmann Heribert Ergellet, eine sehr plausible und zugleich amüsante Erklärung für diesen scheinbar unmotivierten Namenswechsel. Johann Nepomuk Ergele, am 5. Mai 1777 in Freiburg geboren, war als Zwölfjähriger Zeitgenosse der Französischen Revolution und erlebte später die Nöte und Drangsale der Revolutionskriege, welche Freiburg und der Breisgau als vorderösterreichisches Territorium zu erdulden hatten. Häufig befanden sich französische Truppen oder Truppenstäbe als Quartiergäste für längere Zeit in der Stadt. Besonders die während der Französischen Revolution geflüchteten und in Freiburg wohnenden Aristokratenfamilien¹⁾ gaben mehr oder minder den Ton an. So mochte es bei den biedereren Freiburgern mit der Zeit als modisch und vielleicht auch als opportun gegolten haben, wenn man möglichst viele Wörter französisierte, die Familiennamen nicht ausgenommen. Wer aber nun den angeborenen Freiburger Zungenschlag nicht abtun konnte oder wollte und Herrn Ergeles Namen dennoch auf französisch aussprach, der machte

dem feingestimmten Ohr des Geigenbauers keine besondere Freude. Was sich nämlich da mitunter auf „Freiburger Französisch“ vernahmen ließ, hatte wohl weit mehr phonetische Ähnlichkeit mit der Diminutivform jenes Körperteils, der bei Kindern als besonders zart und glatt gerühmt, in einer heute noch gebräuchlichen, etwas derben, aber volkstümlichen Redewendung als Metapher herhalten muß. Mit dem eingefügten zweiten „g“ jedoch und dem zusätzlichen „t“ am Wortende konnte fortan selbst das miserabelste „Bobbele-Französisch“ dem Namen Ergellet nichts mehr anhaben! Dreißig Jahre nach Ergellets Tod eröffnete mit Adolf Romer wieder ein namhafter Geigenmacher seine Werkstätte in der Stadt. Der gebürtige Ettenheimer kam im Kindesalter mit seinen Eltern nach Freiburg. Schon als Sechsjähriger versuchte er, sich eine Geige zu basteln, damit er sich im Geigenspiel, für das er eine außergewöhnliche Vorliebe zeigte, üben könne. Er wurde zunächst auch Musiker und lernte als vorzüglicher Geiger alle Höhen und Tiefen dieses Berufes kennen. Seine Vertrautheit mit dem Instrument erweckte jedoch mehr und mehr das Interesse für dessen Bau. Bei bekannten Geigenmachern ging er in die Lehre und ließ sich 1892 in Freiburg als selbständiger Geigenbauer nieder. Bald zählte er zu den besten deutschen Geigenmachern überhaupt, und seine „Ritterbratschen“ (Viola alta) waren eine besondere Romersche Spezialität. Mehrfache Auszeichnungen, am augenfälligsten wohl seine Ernen-



Geigenzettel des Joh. Nepomuk Erggelet 1809

nung zum Fürstlich Fürstenbergischen Hofgeigenmacher im Jahre 1909, lohnten Romers unablässiges Bemühen, durch das Studium der alten Meister immer mehr in die Kunst des Geigenbauens einzudringen. Nach seinem Tode im Jahre 1932 übernahm der Sohn Robert Romer die väterliche Werkstatt, doch er kehrte aus dem

Zweiten Weltkrieg nicht mehr zurück. Auch die Werkstätte, die der Geigenbauer Richard Paulus aus Markneukirchen im Vogtland seit 1909 in Freiburg eingerichtet hatte, fiel der Freiburger Bombennacht von 1944 zum Opfer. Richard Paulus, wohl fast jedem Freiburger Geigenspieler heute noch ein Begriff, begann

Meistergeige von Hans Schicker Freiburg (1963)

Foto-Berthold, Freiburg



nach dem Kriege wieder unverdrossen zu arbeiten. Als er 1959 starb, war in unmittelbarer Nähe der einstigen „Kunst-Reperaturwerkstätte“ sein neues Geschäft wieder erstanden.

Die Tradition des Freiburger Geigenbaus liegt heute in den Händen von Hans Schicker, dessen Vater als Meister in der Paulus'schen Werkstatt gearbeitet hat. Er selbst ging bei Richard Paulus in die Lehre und machte sich 1951 als Geigenbaumeister selbständig. Was Freiburger Geigenbautradition umschließt, wird bei ihm in erfreulicher Weise gepflegt und gehütet. So finden sich unter seinen zahlreichen neuen und alten

Instrumenten auch noch Geigen, die einst von Johann Conrad Ergele in Freiburg gefertigt worden sind. In sorgsamer und fachmännischer Obhut, so wie es einem alten und selten gewordenen Gut zukommt, werden sie hier verwahrt. Man darf es als ein gutes Omen betrachten, daß solches in einer Stadt geschieht, in der auch die Musikhochschule schon eine Tradition hat.

Anmerkung:

¹⁾ So befindet sich z. B. das Grab des Vicomte Boniface Mirabeau, Bruder des berühmten Redners, auf dem Alten Friedhof in Freiburg.

Waldshuter Glockengießer im 17. und 18. Jahrhundert

Konrad Sutter, Waldshut

Die Geschichte eines Handwerkszweiges in Waldshut hätte wohl nur lokale Bedeutung, handelte es sich dabei nicht um das Wirken der Glockengießer, das im folgenden aufgezeigt werden soll, wenn es sich auch nicht mehr ganz lückenlos erforschen ließ. Den Erzeugnissen der Glockengießerei kommt in verschiedener Hinsicht besondere Bedeutung zu. Glocken dienen von alters her kultischen Zwecken, werden als Kommunikationsmittel verwendet und stehen dadurch in enger Verbindung mit der menschlichen Gemeinschaft. Die meisten Glocken versehen ihren Dienst schon über viele Generationen und Jahrhunderte hinweg und erlangten hohen geschichtlichen Wert. Dabei erfuhren sie in jeder Stilepoche eine entsprechende Veränderung in Form und Schmuck und sind so zu aussagekräftigen Zeugen in der Kunstgeschichte geworden. Wir haben daher begründeten Anlaß, den Männern, die einst das Kunsthandwerk des Glockengießens ausübten, besonderes Interesse entgegenzubringen.

Bei einer systematischen Erfassung aller vor 1880 gegossenen Glocken im Landkreis Waldshut nach Alter, Größe, Schmuck und Gießer, deutete einiges auf eine umfangreichere Gießertätigkeit in der Stadt Waldshut hin, als bisher bekannt war. Die Auswertung des noch vorhandenen Archivmaterials brachte sehr bald überraschende Ergebnisse. Es ließ sich nun eine über 140jährige Gießergeschichte mit sechs verschiedenen Gießern feststellen. Dabei zeichnete sich besonders das Geschlecht der Grieshaber¹⁾ aus, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus Vöhrenbach/Schwarzwald zugewandert war und in vier Generationen berühmte Gießer stellte. Ihre Schöpfungen sind aus der Zeit zwischen 1680 und 1760 recht zahlreich in

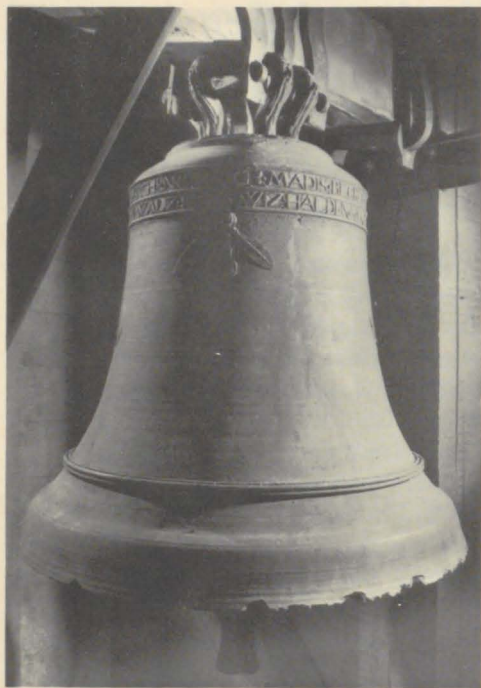
Südbaden und auch in Südwürttemberg und der Schweiz noch erhalten.

Die Glockengießer übten noch weit über das Mittelalter hinaus ihr Gewerbe jeweils am Bedarfsort aus und kamen dabei weit im Lande umher. Über die Eröffnung einer ortsfesten Gießerei in Waldshut lassen sich keine genauen Angaben machen. Den frühesten Hinweis für das Wirken eines Waldshuter Gießers liefert uns eine unsignierte Glocke von 1618 in Leibstadt/Schweiz²⁾. Dann haben wir drei von *Michell Meier* signierte Glocken aus dem Jahre 1624²⁾, wovon zwei noch erhalten sind. Eine davon befindet sich in der Kirche von Stühlingen-Schwaningen. Sie ist mit ihrem reichen Dekor in meisterhafter Ausführung mit Abstand die interessanteste Glocke im Landkreis Waldshut.

In ihrem Durchmesser weist diese Glocke 108 Zentimeter bei einer Höhe von 93 Zentimetern auf. Von Fratzenesichtern auf den Kronenbügeln über Spruchbänder an der Schulter, einem 6 cm hohen Renaissance-Fries, einem großen lateinischen Text auf der Flanke, sakralen Bildwerken, Herrschafts- und Bürgerwappen, einem Frosch und einer eingegossenen Münze ist an ihr alles zu finden. Die bemerkenswerte Inschrift auf dem Schlagring lautet: „VON DER HITZ BIN ICH GEFLOSEN MICHELL MEIER V. WALZHUT HAT MICH GEGOSSEN“.

Die zweite und wesentlich kleinere Glocke von Meier aus dem gleichen Jahr beherbergt die Kapelle in Grafenhausen-Buggenried, während sich die dritte in der Kirche in Hohentengen befand und beim Kirchenbrand 1955 verloren ging.

Von Michell Meier konnte archivalisch nur die



Glocke in Grafenhausen-Buggenried, 1624 von Mitchell Meier gegossen, eine der beiden ältesten von Waldshuter Gießern gegessenen Glocken.

Taufe am 8. Juli 1591 als Sohn des Matthäus Meier und der Ursula Albrächtin sowie die Taufe zweier Kinder 1619 und 1623 im Taufbuch der Pfarrei Waldshut festgestellt werden. Daraus ergibt sich, daß er ein Waldshuter Bürger war. Ob er in Waldshut auch die betreffenden Glocken goß, läßt sich nicht sagen, wie es auch offen steht, ob er in Waldshut und zu welcher Zeit eine Gießhütte besaß. Ein Sterbeeintrag ließ sich ebenfalls nicht finden, so daß man mit der Möglichkeit eines Wegzuges von Waldshut oder mit seinem Ableben während des Dreißigjährigen Krieges, in dem die Kirchenbücher zeitweilig nicht geführt wurden, rechnen kann.

Den ersten schriftlichen Nachweis für das Bestehen einer Glockengießerei in Waldshut liefert uns ein Urbarium vom Jahre 1644³⁾. Darin ist als Zinspflichtiger „Hans Jacob Grieshaber der Glockhengießer“ aufgeführt. Damit er-

scheint erstmals ein Grieshaber als Glockengießer.

Hans Jakob Grieshaber (I), getauft 1589 in Vöhrenbach, wurde am 19. Nov. 1632 als Metzger aus Vöhrenbach in Waldshut ins Bürgerrecht aufgenommen⁴⁾. Desgleichen am 6. Aug. 1640 „Christoph Grieshaber von ferenbach ein metzger, ledig“⁵⁾, getauft am 26. Sept. 1585. Nach den Eintragungen im Taufbuch (1585–1632) in Vöhrenbach müßte es sich um Brüder handeln, deren Vater Adam Grieshaber in Vöhrenbach war. Während Christoph den Metzgerberuf beibehielt, und auch sein Sohn Balthasar 1663 noch als Metzger erscheint⁶⁾, muß Hans Jakob (I) den Beruf gewechselt und sich der Glockengießerei gewidmet haben, da er, wie schon erwähnt, 1644 als Glockengießer erscheint. Von ihm ließen sich allerdings keine signierten Glocken ermitteln. Hans Jakob Grieshaber (I) starb am 1. Feb. 1671⁷⁾. Seine Frau, Barbara Krenklin, folgte ihm am 4. April 1675⁸⁾. Laut der Inschrift des heute noch vorhandenen Epitaphs auf dem alten Gottesacker in Waldshut hatten sie zwei Töchter, die noch als Kinder verstorben sein müssen, da nur ihre Vornamen auf dem Grabstein der Eltern erscheinen. Söhne hatten sie keine. Darin liegt wohl auch der Grund dafür, daß Grieshaber (I) seine Glockengießerei vorzeitig in andere Hände gab und nochmals einen neuen Beruf ergriff. Er konnte sich, vermutlich gestützt auf eine bessere Bildung, in den gehobenen Dienst der Stadtverwaltung stellen. Auf seinem Grabmal ist als Beruf Baumeister⁹⁾ und Rat angegeben. Bei dem Aufgeben des schweren Gießerberufes dürfte auch das fortgeschrittene Alter eine Rolle gespielt haben. Er war bei der Einbürgerung schon 43 Jahre alt.

Einiges Kopfzerbrechen bereitete die dreimal im Landkreis Waldshut vorkommende Gießermarke mit den Initialen „SBZ“, wollte man sie einem bestimmten Gießer zuordnen. Man dachte wegen des „Z“ zunächst an einen Meister in Zürich. Unter den Züricher Gießern ließ sich aber keiner ermitteln, auf welchen das Signum gepaßt hätte. Die drei betreffenden Glock-



Kreuzigungsgruppe auf der 1624 von Michell Meier für Stühlingen-Schwanningen gegossenen Glocke.

ken sind in Waldshut-Waldkirch mit 1653, in Weilheim-Bierbronn mit 1659 und auf der Krankenhauskapelle in Waldshut mit 1662 datiert.

Nun fand sich in einem Berein für die Johaneskirche in Waldshut von 1669 der Vermerk: „Item Sebastian Zimmermann zinst ab seiner Gießhütte in den Rheinhalden beim Wöschhaus gelegen...“¹⁰). Damit war man auf einen Glockengießer gestoßen, auf welchen die Initialen „SBZ“ paßten. Zeitlich und auch örtlich liegen die drei angeführten Glocken so, daß sie Sebastian Zimmermann zugeordnet werden können. Zugleich war die Gießhütte in Waldshut auch lokalisiert. Was die Lebensdaten dieses Glockengießers Zimmermann betrifft, ließen sie sich nicht voll beweisfähig bestimmen. Wir finden im Taufbuch in Waldshut am 13. Jan. 1580 die Taufe eines Sebastianus als Sohn des Georgius Zimmermann und der Anna Schmiedin. Am 31. Jan. 1609 heiratet ein Sebastian Zimmermann eine Verena Schroffin und am

28. Jan. 1636 ein Sebastian Zimmermann (wohl der Sohn) eine Maria Hattenbachin. Am 14. Okt. 1672 ist der Tod eines Sebastian Zimmermann vermerkt. Es kann nun angenommen werden, daß es sich bei der Heirat 1636 und bei dem Tod 1672 um den Glockengießer handelt¹¹). Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß bei der ersten erwähnten Ehe ein Michael Meier, wohl der Glockengießer, als Trauzeugen eingetragen ist. Weiter wurde die zweite erwähnte Ehe mit einer Hattenbachin geschlossen, und da der Metzger Balthasar Grieshaber ebenfalls mit einer Hattenbachin verheiratet war, ergibt sich eine Verbindung von Zimmermann sowohl zum Glockengießer Meier als auch zum Grieshabergeschlecht. Aufgefallen ist auch, daß der gleiche Model für ein Kreuzigungsbild auf der unsignierten Glocke in Leibstadt von 1618, der Meier-Glocke in Schwanningen von 1624, auf den SBZ-Glocken von 1659 in Bierbronn und auch 1662 auf der Spitalglocke in Waldshut



Kreuzigungsbild mit Gießermarke des Waldshuter Glockengießers Sebastian Zimmermann auf einer 1659 für Weilheim-Bierbrunnen gefertigten Glocke. Diese Darstellung finden wir auf Glocken aus Waldshut aus der Zeit von 1624 bis 1662.

Verwendung fand. Dazwischen erscheint der gleiche Kreuzifixus noch auf einer unsignierten Glocke von 1637 in Krenkingen, so daß man wohl annehmen darf, daß auch diese von einem Waldshuter Gießer stammt. Es stellt sich hier nur die Frage, von welchem. Ist sie vielleicht eine Schöpfung des zwischen Meier und Zimmermann einzuordnenden Hans Jakob Grieshabers (I)?

Von Sebastian Zimmermann ging die Gießhütte wieder auf einen *Hans Jakob Grieshaber (II)*, getauft am 27. April 1650, über. Wann, ließ sich nicht feststellen. In einem Register über den

„Baselzins“ von 1695 ist aufgeführt: „Hans Jakob Grieshaber soll jährlich auf Martini von seiner Gießhütte...“¹²⁾. Dieser Hans Jakob (II) ist der zweite Sohn des 1640 eingebürgerten Christoph Grieshabers und der Nefte des ohne männlichen Nachkommen gebliebenen Glockengießers Hans Jakob (I). Der erste Sohn des Christoph, Balthasar, ergriff den Metzgerberuf¹³⁾ wie sein Vater, kam aber auch zu Ansehen und wurde Mitglied des Rats der Stadt¹⁴⁾. Hans Jakob (II) war der erste Waldshuter Glockengießer, der weit über den engeren Raum seines Heimatgebietes hinaus tätig wurde. Seine Schöpfungen haben sich in einer stattlichen Zahl im oberbadischen Raume bis heute erhalten. Die älteste bekannte und signierte Glocke trägt die Jahreszahl 1680 und befindet sich in Laufenburg/Schweiz. Dann folgen drei von 1686 in der kath. Kirche in Staufen/Breisgau mit den Tönen F-G-A.¹⁵⁾ Grieshaber hat damals 4 Glocken in Staufen auf dem Kirchplatz, wozu eigens ein Gießhaus errichtet wurde, gegossen. Die Glockenspeise kam auf dem Rhein aus Waldshut nach Neuenburg und dann auf dem Landweg nach Staufen¹⁶⁾. 1721 goß Grieshaber in Staufen eine weitere Glocke, die aber im Zweiten Weltkrieg abgegeben werden mußte¹⁷⁾.

In der Stadt Waldshut, wo sich noch verhältnismäßig viele alte Glocken befinden (älteste datierte 1351)¹⁸⁾, begegnen wir auf dem alten Gottesacker einer von Grieshaber signierten Glocke mit der Jahreszahl 1688. Wie die Glocken in Staufen, ist auch diese mit Inschriften, Zierfries und Reliefbildern verziert. Aus dem gleichen Jahr beherbergt die Kalvarienbergkapelle in Waldshut eine unsignierte Glocke und das untere Tor ebenfalls eine unsignierte aus dem folgenden Jahr. Auf allen drei Glocken, dazu auf den Glocken in Staufen, wiederholt sich in der Ausschmückung entweder der Zierfries oder ein Bild, so daß wir mit großer Wahrscheinlichkeit sagen können, daß sie alle Werke des Hans Jakob Grieshaber (II) sind. Auf der Glocke im Unteren Tor in Waldshut lesen wir den historisch bedeutungsvollen Spruch:

„ANNO 1688 HAT MICH DER FRANZOS ZERSCHLAGEN UND RUINIERT. ANNO 1689 BIN ICH AUS DEN SELBEN STUECKEN WIEDER RENOVIIERT.“

Hans Jakob Grieshaber (II) scheint, je nach Wunsch und Finanzkraft des Auftraggebers, einfachere oder aufwendigere Glocken gefertigt zu haben. Wir begegnen daher überaus reich dekorierten wie auch schmucklosen Glocken. Teils signierte er, teils unterließ er es.

Es wären noch zur Vollständigkeit etliche erhaltene und auch bekannte abgegangene Glocken von Hans Jakob Grieshaber (II) anzuführen. Wir wollen nur noch die zwei entferntesten Standorte vermerken. In Simonswald/Emmendingen befindet sich eine signierte Glocke von ihm aus dem Jahre 1716 und eine von 1720¹⁹⁾. Letztere hat er aber laut Inschrift zusammen mit Georg Kapp in Freiburg gegossen. Dann lieferte er 1700 die große Glocke für die Schloßkapelle in Friedrichshafen²⁰⁾, die mit großer Wahrscheinlichkeit am Ort oder in der Nähe gegossen wurde. Ein Transport von Waldshut nach Friedrichshafen wäre zu jener Zeit zu problematisch gewesen.

Zu den persönlichen Verhältnissen des Hans Jakob Grieshaber (II) wäre zu sagen, daß er neben seinem Wohnhaus und der Gießerei noch ein zweites Haus in Waldshut besaß, das er vermietete²¹⁾. In den amtlichen Aufzeichnungen wird er stets mit „Herr“ tituliert wie fast alle Grieshaber, was bei den anderen Bürgern nicht üblich war. Am 23. Juni 1675 verheiratete er sich in erster Ehe mit Barbara Mötzgerin. Dieser Ehe entstammte eine Tochter. Die zweite Ehe schloß er mit Maria Anna Sprengerin. Es folgten dann nochmals 9 Kinder. Drei Töchter heirateten angesehene Waldshuter Bürger. Von den sieben männlichen Nachkommen aus der Zeit zwischen 1677 und 1697 hören wir von sechs nichts mehr. Nachdem keine Sterbeeinträge von diesen gefunden werden konnten, wissen wir nicht, ob sie alle sehr früh starben oder in jungen Jahren Waldshut verließen. Hans Jakob (II) starb am 4. Sept. 1727.

Franz Anton Grieshaber (I), getauft am 19. Jan. 1679, war der einzige Sohn des Hans Jakob (II), dessen Lebensgeschichte wir weiter verfolgen können. Dieser führte das Gießereihandwerk fort und brachte es daneben zum Inhaber des höchsten Amtes in der Stadtverwaltung, er wurde Schultheißen-Amtsstatthalter²²⁾.

Wie wir dem Glockengießerverzeichnis von Karl Walter von 1913 entnehmen können²³⁾, befand sich zu jener Zeit in Kirchberg/Niederösterreich eine von Franz Anton (I) im Jahre 1709 gegossene Glocke. Da ein Glockentransport nach dort mit Sicherheit auszuschließen ist, würde dies bedeuten, daß der Waldshuter vielleicht auf seiner Wanderschaft nach Österreich kam und dort und auch an andern Orten beruflich tätig wurde.

1712 war Franz Anton (I) jedoch wieder in Waldshut. Da erhielt er eine Strafe, weil er im Trunke einen „Händel“ angefangen haben soll²⁴⁾. Dann haben wir erst 1720 wieder einen

Glocke in der Friedhofskapelle in Waldshut, 1688 von Hans Jakob Grieshaber (II) gegossen.



Hinweis für einen Aufenthalt in Waldshut und zwar mit dem Taufeintrag seines ersten Sohnes Franz Christoph, dem späteren Stadtpfarrer von Waldshut. 1721 verkaufte er das Haus seiner Schwiegermutter Anna Maria Bürgin²⁵). Dagegen vermögen wir das Datum der wohl zuvor erfolgten Eheschließung nicht anzugeben. In den Waldshuter Kirchenbüchern fehlen die Heiratseinträge von 1701 bis 1741.

Da wir bis 1728 keine von Franz Anton (I) gegossene Glocke ermitteln konnten, erhebt sich die Frage, welcher Tätigkeit er inzwischen nachging. Während 1724 beim Kauf eines Gartens Glockengießer als Beruf angegeben ist²⁶), erscheint er 1728 in einem Ratsprotokoll als Metzger²⁷). Es kann daraus geschlossen werden, daß er wie seine Vorfahren auch den Metzgerberuf beherrschte und zwischendurch auch als Metzger tätig war. Dank dieser Kenntnisse wurde ihm später auch das Amt des Fleischschätzers übertragen. Nach einem vorhandenen Brief hat er sich 1726 in Laufenburg aufgehalten²⁸).

Glocke mit Gießermarke des Hans Jakob Grieshaber (II) in Luttingen

Foto: K. Sutter



Schulterschmuck auf der Grieshaber-Glocke in der Friedhofskapelle in Waldshut. Den Zierfries mit den Masken verwendete noch Franz Anton Grieshaber (I oder II) 1745 für eine Glocke in Birndorf.

Franz Anton Grieshabers (I) vielseitige Fähigkeiten und sein rühriges Wesen müssen ihm zu reichlich Geldmitteln verholfen haben. Er konnte schon 1721 ein eigenes Haus in der Kaiserstraße in Waldshut kaufen²⁹) und laufend weitere Grundstücke erwerben. Sein Wohlstand kommt auch darin zum Ausdruck, daß er zu dieser Zeit der Stadt Waldshut 700 Gulden und an private Bürger noch weiteres Geld verleihen konnte.

1722 kam der zweite Sohn zur Welt, der jedoch bald verstorben sein muß. Dem nächsten, 1725 geborenen Nachkommen, gab man den Vornamen seines Vaters und ließ auch ihn Glockengießer werden. Als viertes Kind ist 1728 noch ein Mädchen verzeichnet, Anna Maria, die spätere Haushälterin bei ihrem geistlichen Bruder Franz Christoph³⁰). Am 10. Nov. 1730 verlor Franz Anton (I) jedoch seine Frau, worauf er sich im folgenden Jahr mit der Torschließerin Maria Bannwartin vom fürstlichen Frauenstift Säckingen verheiratete³¹). Dieser Ehe waren nochmals sechs Kinder beschieden. Der einzige Junge davon wurde ebenfalls Geistlicher und starb, nur 36 Jahre alt geworden, als Pfarrer von Görwihl³²). Der ältere Bruder Franz Christoph hingegen erreichte das 64. Lebensjahr und war zunächst Kaplan im Spital in Waldshut, dann 22 Jahre Pfarrer in Wehr³³) und

nochmals 11 Jahre Stadtpfarrer in Waldshut, bis er am 14. Sept. 1783 verstarb.

Franz Anton (I) muß erst nach dem Tode seines Vaters 1727 dessen Haus und die Gießerei übernommen haben³⁴). Damit bahnte sich auch der Aufstieg in die gehobene Gesellschaft an, was sich darin zeigt, daß er am 1. Jan. 1728 in die Zunft der „Herrenstube“ aufgenommen wurde³⁵). Am 13. Feb. 1733 wird er Mitglied des Rats der Stadt Waldshut³⁶). Die Gießertätigkeit scheint er nur noch am Ort ausgeübt zu haben, wobei er wohl nicht ganz ausgelastet war. Seine früheste in Waldshut in eigener Hütte gegossene Glocke könnte das heutige Rathausglöcklein in Waldshut von 1728 gewesen sein³⁷).

Hätten wir nicht durch erhaltene und bekannte Glocken aus den drei folgenden Jahrzehnten einen sicheren Nachweis für die Weiterführung seiner Gießertätigkeit, so könnte man annehmen, er habe den Gießerberuf nun gänzlich aufgegeben. Es ist erstaunlich, wie er neben der

Gießerei und den zahlreichen Ämtern auch noch einen ausgedehnten Landbesitz bewirtschaften konnte. Über seinen Besitzstand, den er sich in der Hauptsache selbst erworben hatte, gibt ein Verzeichnis aus dem Jahre 1733 Auskunft³⁸). Nach diesem zinst er der Stadt von seinem Haus mit Gießhütte, von acht Stück Reben, einer Weintrotte, fünf Stück Matten, fünf Gärten und einem Stück Hanfland. Er war einer der reichsten Bürger in Waldshut. Sicher führte er auch eine eigene Landwirtschaft, wie es damals in Waldshut noch üblich war.

Was die Ämter im öffentlichen Dienst anbelangt, ist anzuführen, daß Franz Anton Grieshaber (I) 1734 das Amt des Fleischschätzers übernahm³⁹), welches er bis 1737 inne hatte. 1735 erhielt er dazu den Posten des Spitalpflegers (etwa Spitalverwalter)⁴⁰). Diese Tätigkeit behielt er auch bei, als er am 23. Okt. 1744 zum Schultheißen-Amtsstatthalter der Stadt Waldshut aufrückte⁴¹). Als wollte er in seinem hohen Amt des Bürgermeisters noch für seine Gießerei

Der hl. Wendelin, dargestellt auf der 1720 von Hans Jakob Grieshaber (II) für Simonswald gegossenen Glocke.

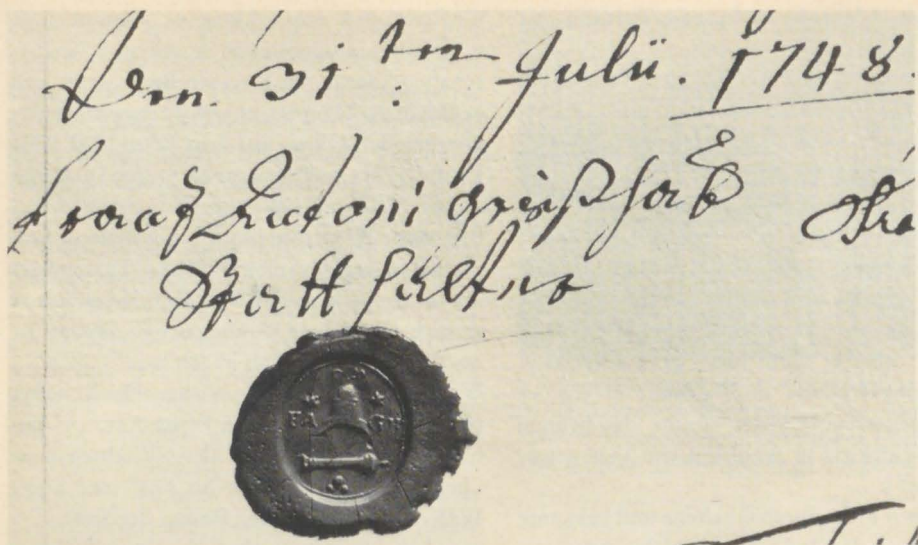
Foto: K. Sutter



Der hl. Fridolin mit Urso als Knochenmann aus der Legende auf der 1753 von Franz Anton Grieshaber (I oder II) für das Fridolinsmünster in Säckingen geschaffenen Glocke.

Foto: K. Sutter





Amtliche Unterschrift des Glockengießers Franz Anton Grieshaber (I) als Schultheißen-Amtsstatthalter mit Siegel, auf welchem er seine Gießerzeichen Glocke und Kanonenrohr führte.

Foto: K. Sutter, Waldshut

werben, beurkundete er amtlich mit seinem persönlichen Siegel, das eine Glocke mit einem Kanonenrohr und drei Geschützkugeln zeigte⁴²). Das Familienwappen der Grieshaber dagegen, das wir sowohl bei Hans Jakob (I) wie bei Hans Balthasar auf den Grabplatten und beim Stadtpfarrer und seiner Schwester, der Pfarrköchin, im Siegel finden⁴³), hatte drei stehende Getreidepflanzen (wohl Hafer daher Grieshaber) zum Symbol.

Mit dem Kanonenrohr bei der Glocke im Siegel, wird angedeutet, daß man nicht nur Glocken, sondern auch Geschützrohre goß, was bei den Glockengießern vielfach der Fall war. Schon der Vater Hans Jakob (II) führte auf seiner Gießermarke ein Kanonenrohr bei der Glocke. Es ließ sich jedoch weder in Akten noch sonst irgendwo ein Hinweis dafür finden, in welchem Umfange die Waldshuter Glockengießer auch Kriegsmaterial herstellten.

In der Grieshaberdynastie scheint man allgemein großen Wert auf die Zunftzugehörigkeit gelegt zu haben. Es bestanden zu jener Zeit drei Zünfte in Waldshut. Dabei bildete die „Her-

renstube“ den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Ihr gehörten neben den angesehensten Bürgern hohe Beamte und Geistliche, auch Äbte von St. Blasien an. Die noch vorhandenen Protokollbücher (ab 1662)⁴⁴) lassen er-

Kronenbügel auf der Fridolinsglocke in Säckingen

Foto: K. Sutter, Waldshut



Die reich geschmückte und größte Glocke des Münsters Salem, heute in Herisau/Appenzell, 1757 von Franz Anton Grieshaber (II) gegossen.

Foto: K. Sutter, Waldshut



kennen, daß stets ein Angehöriger des Geschlechtes der Grieshaber Mitglied war und damit auch, in welchem gehobenen Gesellschaftskreis sie alle verkehrten. So beantragte schon der Metzger Hans Balthasar Grieshaber am 24. Juni 1666 die Aufnahme mit dem Anführen, daß schon sein Vater Mitglied gewesen sei⁴⁵). 1708 erscheint Hans Jakob (II) der Glockengießer erstmals im Mitgliederverzeichnis⁴⁶). Nach dessen Tod 1727 findet sein Sohn Franz Anton (I), wie schon erwähnt, Aufnahme⁴⁷). Dieser wurde nach einigen Jahren Stubenmeister und ab 1747 bis zu seinem Tode am 14. Jan. 1763 Obmann⁴⁸).

Franz Anton Grieshaber (II), getauft am 23. April 1725, wurde nun wie sein Vater Glockengießer. Wegen der Namensgleichheit beider ist

es bei einigen Arbeiten nicht klar zu erkennen, ob sie dem Vater oder dem Sohn zuzuschreiben sind. Es handelt sich dabei insbesondere um die zwischen 1745 und 1757 gegossenen Glocken, wozu die 1753 umgegossene und noch erhaltene Fridolinsglocke im Münster in Säckingen wie auch zwei Leuchter dort gehören⁴⁹).

Das Heiratsdatum des Franz Anton (II) war in Waldshut nicht zu finden. Er hatte die vermutlich aus Konstanz stammende Maria Barbara Labhartin zur Frau. Zu einem noch unbekanntem Zeitpunkt zog er nach Freiburg und erwarb sich dort ein Haus in der Nußmannsgasse⁵⁰). Hier kam sein erstes Kind, ein Mädchen, zur Welt, das am 28. Aug. 1753 auf den Namen Maria Anna Katharina getauft wurde⁵¹).

In Freiburg wurde Franz Anton (II) am 27. Juli

1751 in die Zunft der Schmiede aufgenommen. Er unterhielt hier Beziehungen zu dem bekannten Bildhauer A. X. Hauser, den er zum Nachbarn hatte. Dieser belieferte Grieshaber mit Glockenmodeln⁵²). Größere Arbeiten sind von Grieshaber in dieser Gegend nicht bekannt⁵³). Dennoch scheint er sich als Glockengießer einen guten Ruf erworben zu haben. Dies geht daraus hervor, daß ihm Abt Anselm II. von Salem das große Vertrauen entgegenbrachte, ein 15stimmiges Geläute für seine Klosterkirche zu schaffen⁵⁴), was überragende Leistungen von einem Gießer forderte.

Nach einem Verzeichnis über die Glockenweihen des Abtes Anselm II. goß Grieshaber 1754 die ersten vier Glocken zu dem großen Geläute und 1755 die nächsten sieben⁵⁵). Nebenher fer-

tigte er in seiner Salemer Gießhütte eine Anzahl Glocken für Kirchen im dortigen Raume, wobei die schöne Rokoko-Glocke von 1755 in Obereschach/Ravensburg zu nennen ist⁵⁶). Einem Taufeintrag in der Pfarrei Mimmenhausen am 15. März 1756 entnehmen wir, daß Grieshabers zweite Tochter Nepomucena hier zur Welt kam und er hier auch seine Wohnung hatte. Am 1. April 1757 weihte Abt Anselm die drei größten Glocken für das Klostersgeläute von Grieshaber⁵⁷). Der Meister selbst konnte jedoch den Klang seines stolzen Glockenwerkes nicht lange genießen. Noch im Jahre der Weihe der letzten Glocken läuteten diese ihm ins Grab. Vermutlich als Folge eines Unglücksfalles⁵⁸) mußte er, erst 32-jährig, am 23. Dezember 1757 sein Leben lassen⁵⁹).

Die Wappensymbole des Klosters Salem mit dem persönlichen Wappen des Abtes Anselm und einem Bildnis des Papstes Benedikt XIV. nach Modeln des berühmten Barockbildhauers Franz Josef Feichtmayr als Schmuck auf der größten Salemer Glocke von Franz Anton Grieshaber (II). Foto: K. Sutter, Waldshut



Die Siegel des Stadtpfarrers Franz Christoph Grieshaber (oben) und seiner Schwester und Pfarrköchin Maria Anna (unten) auf ihrem gemeinsamen Testament vom 21. April 1780.

Foto: K. Sutter, Waldshut



Grieshaber-Stammtafel

<p>Adam Grieshaber 1602 Vöhrenbach Agnes Coferin</p>	<p>Hans Jakob (II) <i>Glockengießer</i> * 27. 4. 1650 Waldshut 4. 9. 1727 Waldshut</p>	<p>Maria Anna Pfarrköchin * 21. 7. 1728 Waldshut</p>
<p>Christoph, Metzger * 26. 9. 1585 Vöhrenbach 1640 Waldshut eingeb. um 1660 in Waldshut Magdalena Bürgin 4. 1. 1684 Waldshut</p>	<p>23. 6. 1675 Waldshut Maria Barbara Mötzgerin 1676 Maria Anna Sprengerin</p>	<p>Franz Anton (II) <i>Glockengießer</i> * 23. 4. 1725 Waldshut 23. 12. 1757 Mimmenhausen</p>
<p>Hans Jakob (I) Metzger, <i>Glockengießer</i>, Baumeister * 1589 Vöhrenbach 1632 in Waldshut eingeb. 1. 2. 1671 Waldshut Barbara Krenklin 4. 4. 1675 Waldshut</p>	<p>Franz Anton (I) <i>Glockengießer</i>, Schultheißenamtsstatthalter * 19. 1. 1679 Waldshut 14. 1. 1763 Waldshut</p>	<p>Johann Fidel Pfarrer in Görwihl * 13. 7. 1733 Waldshut 10. 12. 1769 Görwihl</p>
<p>Hans Balthasar, Metzger u. Rat * 21. 2. 1642 Waldshut 27. 4. 1704 Waldshut 7. 2. 1666 in Waldshut Margarita Hattenbachin 6. 1. 1693 Waldshut</p>	<p>Maria Magd. Bürgin 10. 11. 1730 Waldshut 14. 4. 1731 Waldshut Maria Barbara Bannwartin</p>	<p>Maria Barbara Labhartin Maria Anna Kath. * 28. 8. 1753 Freiburg</p>
	<p>Franz Christoph, Pfarrer in Wehr u. Waldshut * 1. 9. 1720 Waldshut 14. 9. 1783 Waldshut</p>	<p>Maria Nepomucena * 15. 3. 1756 Mimmenhausen 1800 Waldshut</p>

Nach der Aufhebung des Klosters Salem wurde im Auftrag der damaligen badischen Regierung das Geläute auseinandergerissen und ein Teil der Glocken, gerade die schönsten, versteigert. Die größte dieser Grieshaber-Glocken kam so nach Herisau/Appenzell in der Schweiz⁶⁰). Diese Glocke mit ihrem sehr reichen Schmuck in vollendetster Meisterarbeit läßt deutlich erkennen, daß es dem Abt als Auftraggeber nicht nur um den musikalischen Effekt des gewaltigen Geläutes ging, vielmehr sollten die Glocken in ihrem Aussehen auch eine besondere Note erhalten. Er beauftragte daher einen der berühmtesten Künstler der Bildhauerei, Joseph Anton Feichtmayr (1696–1770), mit der Anfertigung der Model für den Glockenschmuck⁶¹). So können wir heute auf der Flanke der Glocke in Herisau – sie ist mit 218 cm im Durchmesser auch die drittgrößte der Schweiz – gleich vier der hervorragendsten Werke künstlerischer

Darstellung sakraler Szenen, in Metall verwandelt, als Ergebnis des Zusammenwirkens zweier Meister, bewundern. Sie haben die Anbetung der drei Könige, die Kreuzigung, die Verherrlichung der Dreifaltigkeit und das Wappen des Abtes Anselm mit einem Bild des Papstes Benedikt XIV. in ganzer Figur zum Motiv. Der Vater Franz Anton Grieshaber (I) hat seinen Sohn Franz Anton (II) um sechs Jahre überlebt. Noch 1760 scheint die Gießerei in Waldshut in Betrieb gewesen zu sein. In Obersäckingen haben wir eine Glocke im Waldshuter Stil aus diesem Jahr⁶²). Da von den drei letzten Brüdern zwei Geistliche wurden, und der dritte, Franz Anton (II) nur zwei Mädchen hinterließ, starb in Waldshut das Geschlecht der Grieshaber aus, und damit nahm auch die Glockengießerei hier ihr Ende. 1771 war die Gießhütte abgebrochen. Das Vermögen der Grieshaber sollte später

beim Bau der kath. Kirche in Waldshut nochmals eine Rolle spielen. Als der Turm, an den man die neue Kirche anbauen wollte, 1805 einstürzte, wollte Abt Berthold vom baupflichtigen Kloster St. Blasien statt des bisherigen gemauerten Turmes aus Sparsamkeitsgründen dem Kirchenschiff nur einen kleinen Dachreiter aufsetzen. Der Rat der Stadt Waldshut richtete darauf ein Schreiben mit der Bitte an die Fürst- abtei, man möge doch einen festen Turm zur Aufnahme aller Glocken bauen. Es wurde dabei angeführt, daß beim Tode der ledigen und letzten Grieshabertochter eine Stiftung für die Kirche in Höhe von 2 000 Gulden anfallen werde. Der Fürstabt entsprach dem Ersuchen. Waldshut erhielt einen stabilen Turm^{6,3)}, der heute einem sechsstimmigen Geläute Platz bietet.

Anmerkungen

Verwendete Abkürzung: StAW = Stadtarchiv Waldshut. Die Akten dieses Archivs sind seit dem letzten Kriege noch ungeordnet und nicht katalogisiert, so daß eine genaue Standortangabe unmöglich ist und ein Wiederauffinden benützter Quellen Schwierigkeiten bereitet. Sämtliche Quellennachweiseiten in Akten und Büchern des Stadtarchivs Waldshut sowie auch alle Personenstandsangaben aus Kirchenbüchern wurden daher fotokopiert und liegen in einem Belegbuch zusammengefaßt beim Verfasser vor.

¹⁾ Der Name Grieshaber wurde amtlich und von den Angehörigen des Geschlechtes selbst über alle Generationen hinweg sowohl mit einfachem „s“ als auch mit „ß“ geschrieben. Wir haben uns für das einfache „s“ entschieden.

²⁾ In der handgeschriebenen Herzogschronik ca. 1900, S. 84 lesen wir erstmals: „In Waldshut muß im 17. Jahrhundert eine Glockengießerei bestanden haben, denn in der Würrenlinger Pfarrkirche Kanton Aargau befindet sich eine Glocke vom Jahrgang MDC -1600- gegossen in Waldshut. In Kürnberg (Klettgau) befindet sich eine Glocke mit der Jahreszahl 1698 von Hans Jakob Harer zu Waldshut gegossen.“

Götze, Die alten Namen der Gemarkung Waldshut, 1923, S. 40, gibt ebenfalls eine 1600 in Waldshut gegossene Glocke, jedoch in Würmlingen/Aargau an. Ruch, Geschichte der Stadt Waldshut 1966, S. 160, führt wieder Würrenlingen an und daß die Glocke

1600 in der Rheinhaldegasse gegossen sei. Es gibt in der Schweiz nur ein Würrenlingen, und dort war aber noch nie eine Glocke aus Waldshut und auch keine mit dem angegebenen Jahr. Dazu Meier, Geschichte von Würrenlingen, 1968. Mayer, Heimatbuch für den Amtsbezirk Waldshut, 1926, S. 208, gibt wie Herzog in Kürnberg eine Glocke von Hans Jakob Harer an. Hier handelt es sich um Hans Jakob Grieshaber (II).

³⁾ StAW, Urbarium 1644, S. 174

⁴⁾ StAW, Stadtbuch 1553, S. 195

⁵⁾ wie oben S. 200

⁶⁾ StAW Urbarium 1663, S. 32

⁷⁾ Auf dem Epitaph des Hans Jakob Griesbacher (I) ist 30. Jan. 1671 als Sterbetag angegeben, während das Sterbebuch des Pfarramtes Waldshut den 1. Feb. 1671 vermerkt.

⁸⁾ Epitaphinschrift

⁹⁾ Der Stadtrat bestand aus acht Ratsherren, zwei davon hatten unter der Bezeichnung „Baumeister“ die Verwaltung der städtischen Finanzen und Ökonomie unter sich. Baumhauer, Geschichte der Stadt Waldshut, 1927, S. 102.

¹⁰⁾ StAW, Berein 1669, S. 10

¹¹⁾ StAW. In der Rechnung der Heilig-Kreuz-Altarpfründ erscheint 1640 ein Sebastian Zimmermann als Einnehmer.

¹²⁾ StAW, Baselzins 1695, S. 26 (Der Baselzins geht auf das Jahr 1692 zurück, wo in Waldshut 182 Häuser abbrannten und zum Wiederaufbau von der Stadt Basel Geld aufgenommen wurde).

¹³⁾ StAW, Urbarium 1663, S. 32

¹⁴⁾ StAW, Protokollbuch der Herrenstube 1662-1749 S. 27, Epitaphinschrift auf dem alten Gottesacker in Waldshut

¹⁵⁾ Auf diese Grieshaber-Glocke wurde ich freundlicherweise von Frau Dr. Thurm, München, aufmerksam gemacht.

¹⁶⁾ Die Glockenspeise wurde von dem reichen Waldshuter Salzkontrahenten Adam Tröndlin transportiert. Diesen finden wir auch als Pate bei drei Kindern des Hans Jak. Grieshaber (II). Adam Tröndlin, dessen Sohn mit dem Prädikat „von Greifenegg“ in den Adelsstand erhoben wurde, ließ die sehenswerte Gottesackerkapelle in Waldshut erbauen und stiftete auch eine von Hans Jak. (II) 1688 gegossene Glocke, die noch erhalten ist.

¹⁷⁾ Alle Angaben bezüglich Staufen dem dortigen Kirchenführer entnommen.

¹⁸⁾ Näheres über die 15 alten Glocken in der Stadt Waldshut siehe „Waldshuter Glocken und ihre Geschichte“ in Alb-Bote, Waldshut, Silvesterausgabe 1975.

¹⁹⁾ Wie Anm. 15

²⁰⁾ Thurm, Deutscher Glockenatlas, Südwürttemberg-Hohenzollern 1959, S. 120

²¹⁾ StAW, Ratsprotokoll vom 28. 2. 1714. Seine frü-

hesten Glocken sind mit Hans Jacob, dann mit Ioan Jacob und später mit Iohann Jacob Grieshaber signiert.

²²⁾ Die Stadt Waldshut verbrüdete sich während des Bauernkrieges 1525 mit den aufständischen Bauern und unterstützte sie in ihren Aktionen. Als Strafe wurde den Bürgern dann unter anderm das Recht der Wahl ihres Schultheißen entzogen. Das Amt erhielt nun der österreichische Waldvogt in Waldshut. Seine Geschäfte als Stadtoberhaupt besorgte jedoch das erste Mitglied des Rats mit dem Titel Schultheißen-Amtsstatthalter. Dieser war der eigentliche Bürgermeister und führte den Vorsitz beim Stadtgericht. Baumhauer, Geschichte der Stadt Waldshut, 1927 S. 102.

²³⁾ Karl Walter, Glockenkunde 1913, S. 746, Druck und Verlag Friedrich Pustet, New York und Cincinnati.

²⁴⁾ StAW, Ratsprotokoll vom 25. 6. 1712

²⁵⁾ StAW, Fertigungsbuch 1720–1772, Eintrag vom 14. 3. 1721

²⁶⁾ Wie oben, Eintrag vom 5. 5. 1724

²⁷⁾ StAW, Ratsprotokolle 1728–1732, S. 2. Man könnte leicht geneigt sein zu glauben, daß noch ein zweiter Franz Anton Grieshaber vorhanden gewesen sei. Nach einer eingehenden Prüfung der vorhandenen Steuer- und Zinsbücher sowie aller sonstiger Unterlagen ist diese Möglichkeit jedoch auszuschließen.

²⁸⁾ StAW, Akten Stadtbrand 1726

²⁹⁾ StAW, Fertigungsbuch 1720–1772, Eintrag vom 3. 8. 1721

³⁰⁾ Bei den Erbschaftsakten der Grieshaber Töchter im StAW befindet sich eine Aufzeichnung der Angehörigen des Grieshabergeschlechtes zweier Generationen in Hinsicht der Erbfolge mit Datum vom 2. Aug. 1809. Dieser konnten wesentliche Angaben über Familien- und Berufsverhältnisse entnommen werden.

³¹⁾ StAW, Ratsprotokoll vom 4. 4. 1731; F. A. Grieshaber (I) sucht um Einbürgerung der „Jungfrau Anna Maria Bannwarthin Bürgerstochter und dermalige Beschließerin in dem Fürstl. Stift Seggingen“ nach.

Eine Eheschließung war in den Kirchenbüchern von Säckingen und St. Blasien nicht zu finden, in Waldshut fehlt das Ehebuch aus dieser Zeit.

Die Stadtrechnung von 1731 enthält am 14. 4. den Vermerk: „Dem Herrn Franz Antony Grieshaber als Hochzeiter den Wein verehret, 12 Batzen.“

³²⁾ Wie Anm. 30

³³⁾ Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Catalogus Personarum Ecclesiasticarum et Locorum Dioecesis Constantiensis 1750 p 278, 1755 p 273 u. 1769 p 244, mitgeteilt von Herrn Brommer. Jehle, Geschichte der Stadt Wehr 1969, S. 532. Dort ist angegeben: 1749–1772 Christoph Grieshaber aus St. Blasien, spä-

ter Pfarrer zu Waldshut, 1783. Es müßte aus Waldshut heißen.

³⁴⁾ Im Berein von 1669 S. 10 ist im Jahre 1729 Franz Anton Grieshaber als Zinspflichtiger für die Gießhütte in der Rheinstraße nachgetragen worden.

³⁵⁾ StAW, Protokolle Herrenstube 1662–1749, S. 57

³⁶⁾ StAW, Ratsprotokolle 1732–1734, S. 106

³⁷⁾ StAW, Stadtrechnung 1728, S. 13

³⁸⁾ StAW, Besitzerklärung 1733, S. 45

³⁹⁾ StAW, Ratsprotokolle 1734–1737, S. 80

⁴⁰⁾ wie oben S. 254

⁴¹⁾ StAW, Ratsprotokolle 1743–1747, S. 6

⁴²⁾ StAW, Rechnung Johanniskirche Waldshut 1741 ff.

⁴³⁾ StAW, Erbschaftsakten von Stadtpfarrer Christoph Grieshaber 1783

⁴⁴⁾ StAW, Vorhandene Protokollbücher 1662–1749 u. 1750–1792

⁴⁵⁾ StAW, Protokolle Herrenstube 1662–1749, S. 4

⁴⁶⁾ Wie oben S. 32

⁴⁷⁾ Wie Anm. 45 S. 57

⁴⁸⁾ Wie Anm. 45 S. 74 u. 121

⁴⁹⁾ Reinle, Das Fridolinsmünster in Säckingen, Separatdruck aus der Zeitschrift für „Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte“, Band 32, 1975, Heft 1 S. 10 u. 40

⁵⁰⁾ Stadtarchiv Freiburg, Akten Erbschaften, Paket 88, Grafmüller – Grimmer; Freundl. Mitteilung von Herrn H. Brommer, Merdingen.

Konstanz wird deshalb als Heimatort vermutet, weil in den betreffenden Erbschaftsakten als nächste Angehörige der Labhartin Antoni Labhart, Hochfürstl. Buchdrucker in Konstanz angegeben ist.

⁵¹⁾ Dompfarramt Freiburg, Taufbuch 1737–1754, S. 483, von H. Brommer mitgeteilt.

⁵²⁾ Stadtarchiv Freiburg, P XXIII 6, S. 200, S. 209, von H. Brommer mitgeteilt.

H. Brommer, Die Bildhauer Hauser in Kirchzarten, Schlettstatt und Freiburg i. Br. „Schau-ins-Land“ 89/1971, S. 91 u. 92; Klein, Birnauer Kalender 1927, S. 59 u. 60

⁵³⁾ Über die Tätigkeit sowohl des Franz Anton Grieshaber (II) als auch seines Großvaters Hans Jakob Grieshaber (II) im Raume Freiburg liegt noch kein Forschungsergebnis vor. Nach den in Anm. 50 angegebenen Erbschaftsakten lieferte Franz Anton Grieshaber (II) ein Geläute für Kirchzarten. In Weber, Geschichte der Pfarrei Kirchzarten Nachtrag 1967 vermissen wir nähere Angaben zur Glockengeschichte. S. 150 erscheint jedoch eine im Kriege abgegebene Glocke von 1751 ohne Angabe des Gießers, die wohl Grieshaber zuzuschreiben ist.

⁵⁴⁾ Klein, Birnauer Kalender 1927, S. 59 ff.

⁵⁵⁾ Wie Anm. 54, S. 60

⁵⁶⁾ Wie Anm. 20, S. 121

⁵⁷⁾ Wie Anm. 54

⁵⁸⁾ Wie Anm. 30, hier ist angeführt: „starb in Arbeit“

⁵⁹⁾ Pfarrarchiv Mimmenhausen Sterbebuch 1726–1792. Hier ist allerdings vermerkt: „ . . . anno aetatis sue 31. obiit.“ Was wohl mangels Kenntnis des genauen Geburtsdatums geschah.

⁶⁰⁾ *Sauer*, Geschichte und Schicksale der Glocken Badens, Freiburger Diözesan-Archiv 1936, S. 129

⁶¹⁾ Freundl. Mitteilung von Frau Dr. Thurm, München.

⁶²⁾ Wie oben

⁶³⁾ StAW, Kirchenbauakten

Im grünen Wald

*Wo pfeilgleich die mächt'gen Stämme ragen,
Wo gell der Häher schreit von hohem Ast,
Wo Wipfel raunen wie in Urzeittagen,
Im grünen Wald, da bin ich gern zu Gast.
Auf stillen Pfaden und besonnten Wegen,
Fern von des grauen Alltags Müh und Hast,
Da schlägt mein Herz dem All entgegen,
Was mich bedrückt, das schwindet und verblaßt!*

Gaston Mayer

Benediktinerpater Lukas Meyer

Gelehrter im Kloster St. Blasien
Pfarrer in Todtmoos, Oberried, Nögenschwil und Gurtweil
geboren 1774, gestorben 1821

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Im Jahre 1970 gedachte die Stadt St. Blasien in einer würdigen Feier der 250. Wiederkehr des Geburtstages des bedeutendsten Abtes des einstigen Benediktinerklosters St. Blasien, Martin Gerbert. Dieser Gedenktag war Anlaß für eine große Zahl von Geschichtsforschern nach weiteren Unterlagen über Gerbert zu suchen um die Sammlungen zu vervollständigen und damit ein umfassendes Bild über das vielseitige Wirken dieses Mannes und seiner Mitarbeiter zu schaffen.

Ein besonderes Augenmerk legte der hochbegabte Fürst auf die Förderung der Wissenschaften in seinem Kloster. Durch seine Gelehrtenakademie wurde St. Blasien zu einer Lehranstalt der Philosophie, der Theologie und der Geschichte. In Gerberts „historischer Schule“ wurden mit äußerster Gründlichkeit profan- und kirchengeschichtliche Werke erarbeitet.

Zu der Gelehrtenakademie des Benediktinerklosters gehörten eine ganze Reihe Wissenschaftler, die Gerbert unterstützten. Die bekanntesten dieser Konventualen waren Marquart Herrgott, Stanislaus Wülberz, Meinrad Troger, Roman Endel, Hugo Schmidfeld, Rustenus Heer, Fintan Linder, Franz Kreuter, Amilian Ussermann, Trudpert Neugart, Vinzenz Ilger, Konrad Boppert, Johann Baptist Weiß, Ambros Eichhorn, Anselm Buß, Viktor Keller und Lukas Meyer.

Über die meisten der Konventualen, die in der Gelehrtenakademie tätig waren, sind in den geschichtlichen Unterlagen Beschreibungen über ihre Herkunft, ihre Schulausbildung und ihr besonderes Betätigungsfeld innerhalb der Aka-

demie festgehalten, außerdem sind in den Archiven und Bibliotheken noch eine große Zahl der von ihnen erarbeiteten Werke erhalten.

Der jüngste dieses Kreises, den aus Gündelwangen gebürtige Lukas Meyer, ein vielseitig begabter und fleißiger Gelehrter, wurde vor 200 Jahren, im Jahre 1774, geboren. Im Zusammenhang mit den Gerbert-Forschungen stieß man auch auf Unterlagen über Lukas Meyer. Aus Anlaß des 200. Geburtstages des Gelehrten sei nun in nachfolgendem kurzgefaßten Aufsatz über das Leben und Wirken dieses Mannes, soweit aus den Unterlagen zu entnehmen war, berichtet.

„Armut und Leid sind eine nicht weniger gefährliche als schwere Schule für gewöhnliche Menschen“ so schreibt Professor Dr. Heinrich Schreiber im Jahre 1831 über Meyer, „Diese machen darin nicht nur keine Fortschritte, sondern gehen meistens sowohl bürgerlich als sittlich unter. Mit frischer Lebenslust, welche nur ein sich wohl und behaglich fühlendes Wesen durchdringt, verschwindet nach und nach bei ihnen die äußere Tatkraft, und was noch mehr ist, das Gefühl ihrer höheren sittlichen Würde. Sie werden gleichzeitig träge, brüten vor sich hin oder berauschen sich nach langer Versagung in augenblicklichen Genüssen, verschmähen kein noch so unedles Mittel, sich den notdürftigen Unterhalt zu verschaffen, und hadern voll Bitterkeit mit der Vorsehung, daß sie Glücklichen so viel Güter, ihnen aber nichts als Mangel und Elend zugeschieden hat. Nur wenige Treffliche gehen gestärkt und geläutert aus dieser Schule, wie aus einer Feuerprobe hervor.“

Nicht etwa bloß seltene Genien, welche sich überall Bahn brechen, ihre Kraft an den Hindernissen üben, den Verfolgungen Trotz bieten, und in jedem Kampfe gewaltiger und unbezwinglicher werden, sondern auch bisweilen solche Menschen, welche ihren Mitbrüdern nahe stehen, deren Maß von Kräften das gewöhnliche nicht auffallend übersteigt, denen jede Entbehrung und jedes Leid tief zu Herzen geht, die es schmerzlich fühlen, daß sie in ihrem Aufstreben gehindert sind, und sich doch nicht über Verhältnisse und Umgebungen zu erheben vermögen, denen es aber auch an Beharrlichkeit und Ausdauer nicht fehlt, die eben deshalb Zeit und Tätigkeit sorgsam zusammenhalten, um doch in einem kleinen Kreise wohltätig zu wirken, die endlich, was vielleicht das Schwerste ist, Freunde Gottes und der Menschen bleiben, und mit liebevollem Gemüte andern jene Bahn zu erleichtern suchen, welche sie mit so großer Anstrengung und Aufopferung zurückgelegt haben. Zu diesen nicht gewöhnlichen Menschen, welche, von Armut und Leiden groß gezogen, dennoch ihrer besseren Natur in jeder Beziehung treu bleiben, und, nur langsam und ohne Geräusch, dennoch unermüdet und für lange Dauer wirksam sind, gehört Joseph Lukas Meyer.“ Diese Sätze, die Professor Schreiber in einer Gedächtnisrede vortrug, sind die passende Einleitung zu dieser kurzen Biographie über Lukas Meyer.

Als Sohn einer armen Häuslerfamilie wurde Lukas Meyer am 8. Januar 1774 in Holzschlag bei Gündelwangen geboren. Die Gemeinde gehörte damals zur reichsunmittelbaren Grafenschaft Bonndorf. Sein Heimathaus trug den Namen „Auerhäusle“. Nach der Taufurkunde ist sein Taufname Josephus, die Namen der Eltern sind Blasius Meyer und Maria geborene Lindwen. Taufpfarrer war Josef Tröndlin und die Paten Jakob Lintner und Magdalena Tröschlerin. Der Junge besuchte 1781 kurz die Dorfschule von Boll, mußte sie aber bald wieder verlassen, weil er zuhause zum Viehhüten gebraucht wurde. Während der Winterzeit mußte er beim Mousselinsticken helfen, dies

war damals der Haupterwerb der Bauern in dieser Gegend. Vielleicht waren es gerade die Jugendjahre, die er in der Stille und Einsamkeit der Weidfelder und beim Stricken während der Winterzeit verbrachte, ausschlaggebend, daß sich Meyer immer mit besonderer Liebe mit der Geschichte seiner Heimat befaßte.

Bis er einen geregelten Schulunterricht besuchen konnte, mußte er einen langen und schweren Weg gehen. Seine Mutter starb (1782) und sein Vater heiratete zum zweitenmal. Mit seiner Stiefmutter verstand er sich offensichtlich nicht und so kam er im Alter von zwölf Jahren (1785) „auf ein gutes Glück“ nach Bonndorf zu den Paulinern. Bereits im Jahre 1402 wurde von Rudolf von Wolffurt das Bonndorfer Klösterle der Pauliner gegründet, das bis zur Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts – auch unter der Herrschaft des Klosters St. Blasien – existierte. In dem Paulinerkloster wurde Meyer nur wenig beachtet und er verbrachte die meiste Zeit in einer stillen Ecke des Klostergartens, „wo er öfters bittere Thränen über seine trostlose Lage vergoß“. Der Gärtner des Klosters nahm sich seiner an, er besorgte ihm Bücher und es gelang dem Gärtner, die guten geistigen Anlagen des Jungen zu fördern. Der wißbegierige Knabe machte so gute Fortschritte, daß er die Lateinschule der Benediktiner in Villingen und später das Gymnasium in Donaueschingen besuchen konnte. Im Benediktinerkloster Villingen, das damals von Georg Maurer geleitet wurde, wurde Meyer von einer Familie Schilling unterstützt. Mit einem Sohn der Familie Schilling, mit dem Josef Meyer an Privatunterricht teilnehmen konnte, verband ihn eine gute Freundschaft. (Später als Meyer Pfarrer in Nöggeschwiel und Guttweil war, war sein Freund Schilling Oberamtmann in Waldshut.) Im Jahre 1791 frug er beim Kloster St. Blasien an, um in die Reihe der Mönche aufgenommen zu werden. Seine Bitte wurde ihm verwehrt. St. Blasien hatte es sich zum politischen Grundsatz gemacht, Kinder von Untertanen nur in geringer Zahl und nur bei Mangel an Bewerbern aufzunehmen. Daraufhin setzte Meyer seine Stu-

dien an der Hochschule in Freiburg fort. Im Jahre 1793 kam für ihn völlig überraschend die Nachricht, daß er in das Kloster St. Blasien aufgenommen werden könne. Meyer befand sich jetzt, nachdem er einige Zeit in Freiburg studiert hatte, nicht mehr in der gleichen Stimmung wie früher. Er hatte Vorlesungen bedeutender und freisinniger Männer, wie Ruff, Sauter und Jakob, gehört, somit kam er mit ganz anderen Vorstellungen wie früher nach St. Blasien. Er wußte, wie in St. Blasien die wissenschaftlichen Arbeiten gefördert wurden, er wußte auch von einer großen Bibliothek und einem umfangreichen Archiv. Nicht minder zog ihn die Verschiedenheit in diesem Kloster an. Hier wurde kein Mönch zeitlebens in eine öde Klosterzelle verbannt, sondern jeder konnte nach seinen Fähigkeiten tätig sein. Einige Monate vor seinem Eintritt starb sein großes Vorbild Fürstabt Martin Gerbert. Der Nachfolger Gerberts wurde Moritz Ribbele aus Wolfert (1793–1801). Am 22. Februar 1795 legte Meyer sein Ordensgelübde ab und nahm den Klosternamen Lukas an.

Lukas Meyer fand nach und nach das Klosterleben ganz anders als er es sich vorgestellt hatte. Hier hing nämlich alles von der Persönlichkeit des Vorstehers ab. Abt Moritz Ribbele galt als ein sehr freundlicher und gebildeter Mann, doch die damaligen politischen Auseinandersetzungen veranlaßten den Abt oft über viele Monate hinweg, die Angelegenheiten des Stifts St. Blasien am kaiserlichen Hof in Wien zu vertreten. Er hatte daher wenig Zeit, sich um das Kloster zu kümmern und überließ die Leitung anderen Vorgesetzten. Diese begannen, den Gelehrten die für ihre Arbeiten gegönnte Zeit zu versagen und befahlen sie sich im Chor oder in der Schule nützlich zu machen. Der engherzige, durch Neid und Mißgunst zurückgestoßene Mönchsgeist nahm von Tag zu Tag mehr überhand, und niemand fühlte das Unheil schmerzlicher als der junge Konventuale Lukas Meyer, der voller Begeisterung und Schaffenskraft an wissenschaftlicher Arbeit ins Kloster ging. In einem Brief an einen Freund in Wien

berichtete er von seiner bitteren Enttäuschung. „Ich habe“, so schrieb Meyer, „in meinem Streben nach Wissenschaften einen Fehltritt getan, welcher sich nicht mehr zurücknehmen läßt. Das Kloster ist der Musensitz nicht mehr, welchen ich darin finden hoffte.“ Der Brief kam anstatt an den Freund in die Hände des Dekans, er öffnete ihn und verfügte über Meyer eine harte Strafe. Man sonderte ihn von den übrigen Konventualen ab, wies ihm am Tisch die unterste Stelle an und nötigte ihn, über Monate hinweg zur frühen Morgenstunde die Frühmette zu besuchen. Später, als ihm in den freien Stunden der Garten wieder offen stand, hüteten sich die meisten, dem Geächteten nahe zu kommen. Meyer zog es daher vor, das Leben der Insekten zu studieren, stundenlang verweilte er bei einem Netz einer Spinne oder bei einem Ameisenhaufen. Was aber den jungen Mann am meisten schmerzte, war, daß man ihm unter dem Vorwand, „er sei ein schwächeres Subjekt“, das Studium der französischen und italienischen Sprache verwehrte und ihm den Besuch der Bibliothek verboten hatte. Nur durch eine dritte Hand konnte er manchmal ein Buch bekommen. So erlernte er die griechische und die Anfangsgründe der hebräischen Sprache unter Mitwirkung eines guten Freundes. Nach dieser Zeit der Demütigung und Zurücksetzung wurde Lukas Meyer dann im Jahre 1799 zum Priester geweiht. Seine Mitnovizen waren: Bartholomäus Herder von Rottweil, Johann Schumacher von Herrenzimmern, Johann Roder von Rheinheim, Michael Fay von Biberach und Josef Dannhauser von Rastatt.

Ein Jahr nach der Priesterweihe wurde er als Lehrer für die griechische Sprache an das Lyzeum nach Konstanz geschickt. Hier begann für ihn ein neues Leben und „er fing vielmehr erst hier an, seines Lebens froh zu werden.“ Der ihm anvertraute Kreis sagte ihm in jeder Beziehung zu. Was ihn aber am meisten beglückte war, daß er oft mit dem Generalvikar Freiherr von Wessenberg zusammensein konnte. „Dieser hatte, wie ein neuaufgegangenes herrliches Gestirn, alle Augen auf sich gezogen,

und die Wünsche und Erwartungen eines jeden Gutgesinnten in sich vereinigt. Er entsprach ihnen auch im vollsten Maße. Treu dem Wahlspruch des Hauses ‚Gerade und kräftig‘ folgte er unumwunden seiner besten Überzeugung, und ließ sich weder durch offene Widersetzlichkeit zurückschrecken, noch durch geheime Umtrieb irreführen.“

Bald war Meyer Mitarbeiter der von Wessenberg herausgegebenen „Geistlichen Monatschrift für das Bistum Konstanz“, die später als „Archiv für die Pastoral Konferenzen“ erschien. Er knüpfte Bekanntschaften und hatte einen regen Briefwechsel mit Gelehrten des In- und Auslandes.

„Da erschien er seinen Oberen gefährlich und unerwartet verhängten diese den härtesten Schlag über ihn, der unter diesen Umständen auf ihn fallen konnte. Wie ein Blitzstrahl vom heiteren Himmel traf des sorglosen jungen Mann, welcher sich ganz in dem Glücke verlor, geachtet zu sein, und einem erwünschten Berufe zu leben, der strenge Befehl, Konstanz sogleich zu verlassen und dem Lehrfache zu entsagen. Als sein künftiger Bestimmungs- oder vielmehr Verbannungsort war ihm das schaurige Todtmoos angewiesen, wo er in der Wallfahrtskirche im Todtenbache die Stelle eines Pfarrers und Beichtigers versehen sollte.“ Meyer mußte als Pfarrer nach Todtmoos (1804) „Jetzt war die Gehässigkeit und Verfolgung zu weit getrieben, und da Meyers Vorgesetzte befürchten mußten, ihn auf das Äußerste zu bringen“, lenkten sie wieder ein und versetzten ihn nach Oberried, wo er zwar auch eine beschwerliche Pfarrei hatte, aber doch Gelegenheit von Zeit zu Zeit nach Freiburg zu fahren. Es vergingen viele Monate bis sich Meyer von diesem schweren Schlag erholt hatte. Nach der Auflösung des Klosters St. Blasien im Jahre 1806 wurde er, obwohl gegen seine Wünsche, als Pfarrer von Oberried bestätigt. Er hatte zwar gebeten, ihn wieder als Lehrer zu verwenden, aber es war jetzt der Grundsatz geworden, alle Mönche von diesen Posten zu entfernen. Nun widmete sich Meyer der Erforschung der Ge-

schichte seiner Pfarrei. Wessenberg hatte den einsam lebenden Priestern empfohlen „sich mit den geschichtlichen Ereignissen der Pfarrei vertraut zu machen, er kann die darin bemerkenswerten Züge sammeln, in ein Ganzes vereinigen, dieses mit topographischen und statistischen Nachrichten ausstatten, und auf solche Weise nicht nur seiner Gemeinde ein für sie besonders erfreuliches Geschenk, sondern auch dem Geschichtsschreiber des Vaterlandes einen ihm erwünschten Beitrag zur Kenntniss des Landes und seiner Erzeugnisse, der Altertümer, der Cultur und Sitten übergeben. Eine naheliegende, erfreuliche und zugleich dankbare Arbeit für einen jeden Geistlichen dem es in seiner Abgeschiedenheit nur zu leicht an Stoff mangelt, seine Zeit eben so angenehm als nützlich zuzubringen.“

Mit der „Geschichte des Tales St. Wilhelm bei Oberried, als Beitrag zu einstigen Pfarrgeschichte“ nahm der Zyklus seiner historischen Arbeiten seinen Anfang.

Im Jahre 1809 erhielt Meyer von der Kantonsregierung St. Gallen den ehrenvollen Ruf, die Direktion des neugegründeten Gymnasiums zu übernehmen. Doch seine Obrigkeit sah es nicht gerne, wenn er Deutschland verlasse und versprach ihm zugleich, einen besseren Posten zukommen zu lassen. Lukas Meyer wurde Pfarrer von Nöggenschwil bei Waldshut. (Im Pfarrarchiv von Nöggenschwil war leider nichts mehr über Meyer aufzufinden, außer den üblichen Eintragungen in den Kirchenbüchern). Meyers historische Arbeiten über Nöggenschwil bezogen sich nicht nur auf die Geschichte dieser Pfarrei, sondern auf die ganze Raumschaft aus der später die Geschichte der Grafschaft Hauenstein hervorging. Nach vier Jahren seelsorgerischer Tätigkeit in Nöggenschwil wurde Meyer Pfarrer von Gurtweil. Schon kurz nach seinem Amsantritt wurde in Gurtweil ein Lazarett mit Typhuskranken eingerichtet. In einem ausführlichen Bericht, den Meyer damals über die Zustände verfaßte, ist unter anderem folgendes zu lesen: „Kaum erscholl der Ruf daß in der Probstei ein Lazarett errichtet sei, so führten die

Bauern aus der äußersten Baar und von allen Seiten her viele Kranke zusammen, daß sie im Schloß nicht mehr konnten untergebracht werden. Aus Erbarmen behergte man solche in Bauernhäusern, wodurch schnell die Seuche des Nervenfiebers sich einwurzelte und bald schrecklich wütete. Den Anfang machte der 18. Dezember und bald lagen über 600 Mann im Schloß. Anfangs Jänner richtete man noch die Schütten und Bühnen zu, so daß die Zahl über 1100 anstieg. Obgleich viele hingerafft wurden, kam alle Abende Ersatz von Frankreich an. Anfangs März 1814 war nur ein Student der Chirurgie hier, erst Mitte März langte das österreichische Spitalkommando aus Böhmen hier an. Im Juli 1814 war dieses Spital aufgelöst und fast geleert, doch liegen heute noch, am 26. Juli 1814 einige Reste darin, dem Tode nahe. Wir erwarten also die Auflösung täglich. Die Toten wurden am nordwestlichen Eingang innerhalb der Umfassungsmauer beerdigt. Es sollen ungefähr 3000 dort liegen.“

Ein Kommandant quartierte sich im Pfarrhaus ein. Er behandelte Meyer wie sein Knecht und drohte ihm den Kopf zu spalten, wenn er nicht die Seelsorge im Hospital übernehmen wolle. Die Bürger von Gurtweil wurden aufgefordert abwechselnd die kranken Soldaten zu versorgen. Auf diese Weise verbreitete sich die Krankheit im Dorfe und bald starben auch viele Bürger der Gemeinde. Auch der Kommandant erkrankte. Durch die Hilfe von Pfarrer Meyer und seinen Hausangestellten konnte er gerettet werden. Nach neun Monaten wurde das Lazarett aufgelöst und der Kommandant „schied mit Tränen der Rührung und des Dankes von dem Manne, dem er sich mit Verwünschungen genähert hatte.“

Soweit es die vielfältige Arbeit als Pfarrer zuließ, wendete sich Meyer seinen Studien zu, deren Resultate leider nur teilweise veröffentlicht wurden. Im theologischen Gebiet befaßte er sich besonders mit der Heiligen Schrift in der Ursprache und die Verbesserung der Liturgie, worüber er eine Reihe von Aufsätzen für das „Archiv für Pastoralconferenzen“ lieferte. Im

historischen Gebiet erweiterte er in Gurtweil seine bereits bestehende Sammlung und stellte neue Forschungen an.

„Wer in sein Pfarrhaus trat, erkannte sogleich den Mann von Geist und Geschmack“, so schrieb Dr. Schreiber. „Das schönste Zimmer war seiner Bibliothek gewidmet, welche besonders aus griechischen und lateinischen Klassikern und Ausgaben der Heiligen Väter bestand und jedem Freunde zu jeder Zeit offen war. Allenthalben herrschte Reinlichkeit und Niedlichkeit ohne Luxus, zugleich war Meyer sehr gastfrei ohne Verschwendung, und wußte genau den Mittelweg zu treffen. Für sich selbst beobachtet er eine außerordentliche Mäßigkeit, welche von der höchsten Selbstüberwindung zeugte, und welcher allein er noch einige Jahre seines Lebens zu danken hatte. Die Zeit, die er nicht dem Studium oder den Berufsgeschäften widmete, brachte er mit Gartenarbeiten, mit Buchbinden oder an der Hobelbank zu, selbst in der Kochkunst war er nicht fremd. Überhaupt sucht er sich von allen, womit er in Berührung kam, möglichste Kenntnisse zu erwerben. Er wurde hiebei von einer seltenen Beobachtungsgabe begünstigt, welche schnell in die kleinsten Merkmale der Gegenstände eindrang und ihm eine Schärfe und Sicherheit physiognomischer Auffassung verlieh, wodurch er seine Freunde oft in Verwunderung setzte. Auch sein Gedächtnis war vorzüglich. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich wieder mit dem Bibelstudium des alten Bundes nach dem Grundtext. Er erwarb sich darin eine solche Geschicklichkeit, daß er sogar einen gelehrten Juden durch seine gramatischen und exegetischen Kenntnisse überraschte. In Religionssachen zeigte er durchgehends sehr geläuterte Ansichten. Man sagt, eine Blume richte sich in Wachstum und Geruch nach dem Boden und der Atmosphäre, wohin sie verpflanzt wird. Bei Meyer war es nicht der Fall, Mönchsvorurteile hingen nicht an. Er haßt vielmehr das Mönchtum aus tiefstem Herzen Grunde und fürchtete sich vor demselben. Die Aufforderung, in das Kloster zurückzukehren, würde ihm wie ein

Todesurteil geklungen haben. Auch die Übermacht des Papstes auf deutschem Boden, scheute er sich, wie vor einem Gespenst, wobei allerdings seine Kränklichkeit großen Einfluß haben mochte. Oft wurde es ihm so unheimlich, als kämen schon die Schreckensmänner der Inquisition und wollten ihn ergreifen, weil auch er in das ihnen verhaßte Archiv Beiträge geliefert hatte. Übrigens suchte er seine Überzeugung ebenso wenig ändern aufzudrängen, als er an der Überzeugung anderer rüttelte, und Zweifel dagegen erhob. Er wußte wohl, daß gewöhnliche Menschen, besonders durch plötzliche Vernichtung lang gehegter Ansichten, nur unruhig und gegen jede Wahrheit mißtrauisch oder ganz überzeugungs- und charakterlos werden, indem sie, aus der angewöhnten Ideenreihe herausgerissen, in die fremde und unterschobene sich nicht zu finden vermögen.“ Meyers Freund und Förderer, der Klostersgärtner des Paulinerklosters in Bonndorf, verbrachte seinen Lebensabend im Pfarrhaus in Gurtweil.

Als Glied der Kirche und des Staates gehörte er zu den Freisinnigen, er haßte Willkür und Gewaltherrschaft. Als er einmal von seinen Vorgesetzten die Weisung bekam, einem in der Nachbarschaft wohnenden Vikar während dessen Abwesenheit den Schreibpult aufzubrechen und verdächtige Briefe zu holen, lehnte Meyer entschieden ab und empörte sich, daß man ihm ein „so unwürdiges Ansinnen machen konnte“. „Im Umgang mit andern, welche bei weitem keinen Vergleich mit ihm aushielten, war er nie anmaßend, und ließ dieselben nie seine Überlegenheit fühlen. Geheimnisse konnten in keinem Schoß sicherer, als in dem Seinigen niedergelegt werden. Stets bereit, auf seiner Hut zu sein, drückte er sich immer vorsichtig und gewählt aus. Beleidigende Reden oder Handlungen tief empfindend, beherrschte er sich doch stets in einem solchen Grade, daß er durch seine Erwiderung nie ein Blöße gab. Rache übte er an niemanden.“

Meyer hatte stets ein gutes Verhältnis zu seinen Dienstboten, aber auch sie verehrten ihn wie ei-

nen Vater. Der Genuß von Wein und auch Kartenspiel mied er, man sah ihn daher auch nie in Wirtshäusern, auf Märkten oder in lustigen Gesellschaften.

Am 18. Juni 1821 starb Lukas Meyer. Seinem Wunsch entsprechend wurde er in der Kleidung des Priesters auf dem Friedhof in Gurtweil beerdigt. Auf seiner Ruhestätte sollte kein Grabstein sondern nur ein bescheidenes Eisenkreuz angebracht werden. In einer geschlossenen Kapsel, die von Freunden dem Grabe beigelegt wurde, wird folgendes mitgeteilt: „Hier ruhet aus im finstern Haus, von Geistarbeiten, Körperleiden, Hirtensorgen, bis zu der Auferstehung hellem Morgen, in heiliger Stille die Marterhülle, des Joseph Lukas Meyer. Er war geboren zu Gündelwangen im Jahre 1774 den 8. Jänner, zum Priester geweiht 1799 den 21. September, Professor in Konstanz vom Jahr 1800 bis 1804, Pfarrer zu Oberried von 1804 bis 1809, Pfarrer zu Nögenschwiel von 1809 bis 1813, zu Gurtweil von 1813 bis 1821, starb hier am 18. Juni 1821, R.I.P.“

In seinem Testament wurde festgelegt, daß neben seinen Verwandten und Dienstboten, ein Teil aus seiner Hinterlassenschaft in eine Stiftung für einen Studierenden, welcher Weltpriester werden möchte, verwendet wird. In seinem umfassenden Testament hat Meyer genau aufgeschrieben wie hoch das Stipendium sein soll und nach welchen Gesichtspunkten der in Frage kommende Studierende ausgewählt werden soll. Das Stipendium erhielt den Namen St.-Lukas-Stiftung. In folgendem sei ein Auszug aus diesem Testament mitgeteilt. „Stets von Krankheit gemartert, lege ich hier in dieser Schrift meinen letzten Willen über mein wenig irdisches Vermögen nieder, das mir die liebe Fürsorge beschert hat.

Nach meiner Bestattung soll man alle meine Fahrnisse, was ich nicht unter Lebende etwa verschenkt oder durch ein Legat vergabt haben werde, an bares Geld, so gut als möglich, verwerten, das Geld vom besagten Erlöse einheben, die Schulden tilgen, rechtliche Anforderungen an mich bezahlen. Sodann soll man alle

etwaigen Geldbriefe und auch alles übrige erlöbete Geld zu einem Stiftungsfond, Namens St.-Lukas-Stiftung einem in Bonndorf oder dessen Umgebung aufzustellenden Fondverwalter überliefern, welcher Verwalter, ein rechtschaffener Mann, Bürgschaft leisten, so gleich das Geld zu fünfprozentigen (wenns nicht höher geschehen kann) Zinsen auf Versicherungen hin anzulegen, verwalten, verrechnen, einheben, verausgaben soll, unter obrigkeitlicher Aufsicht und nach Landesgesetzen. Für Mühewaltung sollen ihm fünf Prozent von Zinseinnahmen jährlich gebühren. Alle Jahr hat dieser Fondpfleger Rechnung zu legen. In Beziehung auf Rechnungsstellung will ich, daß nebst der landesgesetzlichen Behörde des Landesbischofs einen benachbarten Pfarrer beauftrage, daß dieser alle Jahre der jährlichen Rechnungsabhör beiwohne, und, wo nötig, Bemerkungen mache, auch einen Rechnungsausweis der bischöflichen Behörde allemal zustelle. Beinebens hat derselben Rechnungsabhör jährlich mit Einsicht und Teilnahme beizuwohnen mein Bruder Blaius Meyer bei Grafenhausen, nach ihm der älteste Abstammling männlichen Geschlechts (und falls dieser minderjährig wäre, in dessen Namen sein Pfleger) von ihm. Dafür hat der Stiftungspfleger diesen 2 Gulden jährlich zu geben zum Erweiß, woher die Stiftung rühre. Falls aber die männliche eheliche Abfolge meines Bruders Blasius Meyer erlöschen sollte, will ich, daß an dessen Stelle jeweils ein Vorsteher von Aha zur Rechnungsabhör gezogen werde mit dem Bezug einer gesetzlichen Tagesgebühr. Alles dies soll zu ewigen Zeiten so gehalten werden.“

Nach dieser Einleitung folgen in drei Teilen eine genaue Aufstellung was Meyer seinen Dienstboten, seinen Geschwistern und deren Kindern aus seinem Vermögen zugedacht hat. „Denn ich halte dafür“ so schreibt Lukas Meyer „daß mit als Herr und Meister die erste Obrigkeit für meine treuen Dienstboten, als Blutsfreunde die nächste für meine dürftigen Halbbrüder und Halbschwestern, denn auch für deren dürftigen Kinder – meine Neffen und Niesen – diese von

Liebe gebotene Unterstützung zur Pflicht mache. Ich bitte daher die Obrigkeit dringlichst, diesen meinen beurkundeten Willen nach dem hier buchstäblichen Sinn und Verstand stets und genau zu vollstrecken.“

Im vierten Teil des Testaments hat Meyer festgelegt, wer in den Genuß des von ihm gestifteten Stipendium, das fortan den Namen St.-Lukas-Stiftung tragen soll, kommen soll. „Es wird die Fondsverwaltung nach ewig fortgesetzt, diesen Fond soll man so hoch anwachsen lassen, bevor diese Stiftung vollzogen wird, daß er noch nebst sämtlichen Verwaltungskosten jährlich noch etwas rein an Zinsen als zwei hundert Gulden abwirft. Im Ganzen aber will ich, er soll so hoch anwachsen, daß alljährlich nebst den Verwaltungskosten drei hundert Gulden rein an Zinsen abfallen.

Sobald also der Fond so hoch vermehrt ist, hat der Fondspfleger und das Ortspfarramt (wo der Pfleger den Wohnsitz hat) das Zivilamt zu bitten und veranlassen, daß die Behörde den in nächstfolgenden Beteiligten Nachricht erteile, es sei ein jährliches Stipendium aus dem St.-Lukas-Fond für einen, sich dem Weltpriesterstand (sonst zu keinem anderen Zweck als diesem) widmenden Jüngling eröffnet.

Rechtlichen Anteil haben an diesem jährlichen Stipendium: I. Vorerst, und vor allem vorzüglich die männlichen ehelichen Abstammlinge von meinem Halbbruder Blaius Meyer, deren leiblicher Vater oder leiblicher mütterlicher Großvater den Stamm und und Geschlechtnamen „Meyer“ führen (andere Schreibart als „Meyer“ ist ausgeschlossen, denn so hießen meine Urväter und nicht anders).

II. Bürgerliche eheliche Kinder (Söhne) aus dem Bezirke Holzschlag, im Pfarrsprengel Gündelwangen, in dem Umfang, wie er am 8. Januar 1774 an Häußern bestund, weil dieses der Geburtsort von mir und meiner seligen Mutter ist.

III. Bürgerliche eheliche Söhne der Einwohner von Aha im Pfarrsprengel Schluchsee (ausgeschlossen Krummen und Äule), weil ich da das von meinem seligen Vater angeerbte Ortsbürgerrecht besitze.

IV. Bürgerliche eheliche Söhne der Einwohner von Bonndorf im Alpegau (ausgeschlossen alle Höfe und Nebenörter), weil ich hier die erste wissenschaftliche Weihe durch Unterstützung wohlthätiger Leute empfang.

V. Bürgerliche eheliche Söhne des Dorfes Boll, der Pfarre Gündelwangen (ausgeschlossen sind Nebenorte und Nebenhöfe), weil ich da den ersten Schulunterricht erhielt.

Wenn mehrere Jünglinge sich melden, hat nur einer den Genuß des Stipendiums zu erwarten. Ich bestimme folgende Regel: Meldet sich ein Jüngling mit dem Beistand seiner Eltern, der Pfleger, so hat er Zeugnisse vom Lehrer, Pfarrer und dem Amtsschulvisitorator oder Dekan über Sittlichkeit, hinreichende gute Anlagen und dergleichen dem Fondspfleger, dessen Wohnortspfarrer, und der Amtsbehörde vorzulegen und Bescheid zu erwarten. Unerläßlich sind begründete Dürftigkeitszeugnisse, denn Reiche haben genug für sich, solche sind immer ausgeschlossen. Ceteris paribus hat der Dürftigere vor dem minder Dürftigen den Vorzug.“

Lukas Meyer schrieb nun genau auf, welche Schulen zu besuchen und welche Studienfächer zu belegen sind. Es ist in dieser Stiftung auch festgelegt wie hoch das Stipendium sein darf und wie lange es bezahlt werden soll.

Zum Schluß des Dokuments heißt es: „Diese meine Stiftung soll ewige Kraft haben nach ihrem wörtlichen Inhalt. Ich unterstelle dieselbe dem Schutz des Staates und der vaterländischen Kirche. Ich setze voraus, mein Wille, Gutes für Staat und Kirche zu erzielen, werde nicht verkannt werden.

Sollte aber der vierte Teil dieser Urkunde und Stiftung nicht in Vollzug kommen oder später vernachlässigt, zu ändern, als bisher ausgedrückten Zwecken verwendet werden: so will und verordne ich, daß sie sämtlichen ehelichen Abstammlinge dann von meinem Bruder Blasius Meyer, wie sie auch verwandt sein mögen, nach der Zahl ihrer nohhin vorhandenen Köpfe das ganze Stiftungsgut unter sich gleich zu verteilen befugt und berechtigt sein sollen. Dies hätte aber erst nach der Zeit, nach dem al-

les von § 1 bis § 20 befolgt sein wird, zu geschehen.

Wofern jemand von meinen Geschwistern oder Verwandten oder laut dieser Urkunde Beteiligten dieses mein Testament im Ganzen oder in einzelnen Teilen anzufechten oder zu bestreiten sich erdreistete, soll derselbe nicht nur nicht gehört sondern falls ihm diese Urkunde etwas zudächte, von aller Teilnahme daran gänzlich ausgeschlossen werden. Denn ich habe mit Rat, Besonnenheit und reifer Überlegung diese meine letzte Willenurkunde eigenhändig über mein rechtliches Eigentum darüber mir das volle Verfügungsrecht zusteht.

Ich bitte den Herrn Schilling, dermal Amtmann zu Waldshut, und Herrn Keller, dermal Pfarrer von Grafenhausen aus dem Schwarzwald, sich der Mühe zu unterziehen, als Exekutoren diese Urkunde nach ihrem ganzen Inhalt zu vollstrecken und die Amtsbehörden vollziehen zu lassen.

Falls ich irgendwo etwas nicht klar genug ausgesprochen haben sollte, oder ein Zweifel entstehen sollte, so haben diese beiden genannten Herrn Executoren Erklärung und Deutung nach der Idee dieser Urkunde zu geben.

Die Gründe für die drei vorderen Teile dieser Stiftung wurden erwähnt, daß ich den vierten Teil hinzufügte, bewog mich mein Jugendschicksal, ich wünsche nämlich sehr, daß von meinen Landsleuten fähige arme Jünglinge sich dem Welt- oder Landpriesterstand zum Wohl des ganzen Vaterlandes widmen sollen, ohne dem abschreckenden Drangsal der Armut, worunter ich so oft zagen mußte, eine Beute zu werden.

Ich bitte nun noch Gott und Menschen, dieser meiner redlichen und wohlmeinenden St.-Lukas-Stiftung alles Gedeihen in vollem Maß bescheren und ewiglich aufrecht und blühend erhalten zu wollen.“

Gedruckte Schriften von Lukas Meyer

1. Welchen Nutzen kann der Seelsorger für seine Berufsgeschäfte aus der Kirchengeschichte ziehen, und aus welchem Gesichtspunkte muß er sie studieren?

(Archiv für die Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz, 1808)

2. Ein Laut aus dem Leben des seligen Martin Gerbert von Hornau, Fürstabt im vormaligen Stifte St. Blasien (1811)

3. Über das Benehmen des Seelsorgers bei solchen außerordentlichen gottesdienstlichen Verrichtungen, welche er nach seiner Meinung gut heißt. (1811)

4. Meine Ansicht über die Liturgie. Ein Konferenz-aufsatz veranlaßt durch die bischöfliche Konferenzfrage „Wie müßte ein Buch eingerichtet sein, und was müßte es enthalten, wenn es die ganze Volksliturgie in sich schließen sollte?“ (1812)

5. Das Pfarrbuch zu Kirchzarten (1813)

6. Über die Frage: Wie Konferenzen abzuhalten seien? (1815)

7. Über die Ansichten und Mittel einer zweckmäßigen Regeneration der Liturgie. (1816)

8. Der heilige Gallus als Christenlehrer. Ein Beitrag zu seiner Biographie. (1818)

9. Versuch einer Beantwortung der Frage, nach welcher Methode sollte die Kirchengeschichte überhaupt und das Bistums Konstanz insbesondere geschrieben werden, um für die Seelsorge in jeder Hinsicht lehrreich zu sein? (1819)

10. Über den Gesamtwillen der einzelnen katholischen Kirchen in ihren Sendrärthen, in Beziehung auf das Großherzogliche Badische Bistum Konstanz (1810)

11. Geschichtliche Beleuchtung des alemannischen Volksglaubens (1819)

12. Stiftungsurkunde über den Armenfond zu Gurtweil (1820)

Ungedruckte Schriften

13. Geschichte des Tales St. Wilhelm bei Oberried, als Beitrag zur einstigen Pfarrgeschichte (1808)

14. Geschichte der Pfarrei Nöggenschwil (1810–1812)

15. Kulturgeschichte des Schwarzwaldes (1813)

16. Geschichte der Pfarrei Gurtweil (1814)

17. Aus dem Leben des Priesters Adamantios Origenes (1815)

18. Schicksale der Wiedertäuferlehre auf dem Schwarzwalde (Materialien zur Geschichte des südöstlichen Schwarzwaldes) (1815)

19. Urkundliche Nachrichten zur Landgeschichte. Sammlung von Urkunden, welche sich größtenteils auf St. Blasien, Hauenstein, den Klettgau usw. beziehen (1816)

20. Römische Altertümer auf dem südöstlichen Schwarzwalde, besonders über die Ausgrabungen bei Lauchringen (1817)

21. Deutsches Land und deutsches Volk. Charakterzüge aus dem 12. und 13. Jahrhundert, meistens aus dem Nibelungenliede und den Minnesängern gesammelt (1818)

22. Hercynia oder Eigentümlichkeiten der Schwarzwälder Mundart (1819)

23. Umriß der Geschichte von der alemannischen Landgrafschaft Alpgau oder Hauenstein (1820)

Literatur:

Dr. Heinrich Schreiber: Vortrag bei der Gedächtnisfeier der Stifter an der Albert-Ludwig-Hochschule (1831)

Joseph Bader: Das ehemalige Kloster St. Blasien, FDA (1874)

Franz Xaver Werk: Stiftungsurkunden akademischer Stipendien an der Hochschule Freiburg von 1497–1842 (1842)

Leo Beringer: Die Geschichte des Dorfes Gurtweil (1960)

herbst und zeit

erkennt die zeit
an den netzeschleppenden
himmelfischenden vogelschwärmen
und deckt
eure dächer
mit stroh und moos
der himmel will einbrechen
und sich neblig
zwischen häuser und bäume
ergießen

dämmt die
schwarzen bäche
die dampfend aus den schwären
mooriger verwesung rinnen
mit eurem wolkigen
atemhauch

golden verblühen sich
die wälder
um ihre verkoblende dürre
herüberzufächern
und in regungsloser starre
zu versteinern

legt die ziehenden
dunkelschleier
über die abgeernteten felder
kürzer wird
das länden der tage
macht wärmende feuer
in euren hütten
entzündet das lichte dunkel
vor euch liegen die längen
kältender nächte
blickt durch die fenster
seht die weggeleise
spurlos im nebel verrinnen
eng wird euch der blick
damit ihr nähe
wieder wahrnehmt
die nähe eures selbst
erkennt die zeit
an ihren zeichen
wo aller anfang
und alles enden
beginnt
denn sie ist auch
eure

Heinz G. Huber

Joseph von Kernersville

Schwarzwälder Uhrenhändler als Pionier in Nord-Carolina

Christian Baumann, Staufen

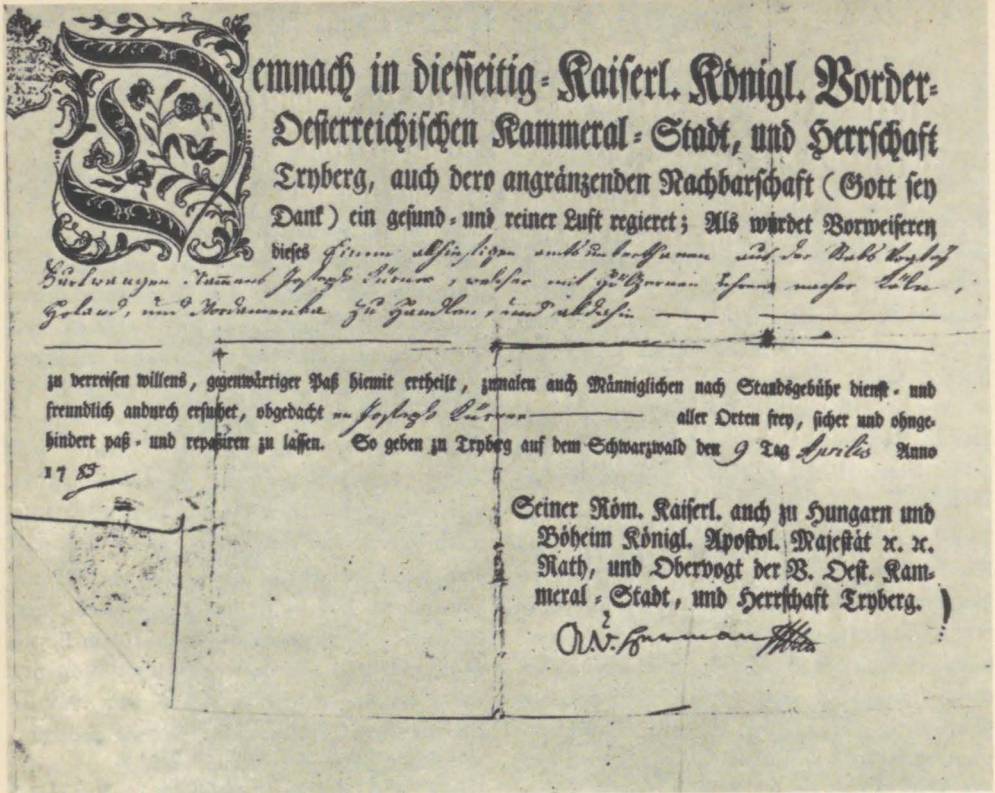
Forscht man in der Historie mancher alteingesessenen Familien des Hochschwarzwaldes, so stößt man mitunter auf bemerkenswerte Schicksale, auf Lebenswege, die, vom umgrenzten engen heimatlichen Raum ausgehend, überraschende Weite gewannen. Von einem solchen, stellvertretend für viele andere, soll hier die Rede sein. Der Bericht mag als Beitrag gelten zum Thema „Schwarzwälder in aller Welt“.

Am 9. April 1785 verließ der 16jährige Joseph Kirner, Sohn des Petrus Kirner aus Furtwangen, den Ort seiner von Wäldern ringsum behüteten Kindheit, um als Gehilfe eines Uhrenhändlers nach Amerika zu reisen. Mathäus (Mathias) Grieshaber, reputierter Uhrenhersteller, gleichzeitig Handelsmann mit Unternehmungsgeist und Weitblick, hatte mit dem jungen Mann einen auf 2½ Jahre befristeten Vertrag abgeschlossen, in dessen Verwirklichung dem Vertrieb von Zeitmessern Schwarzwälder Provenienz ein neuer Markt erschlossen werden sollte: die Neuenglandstaaten. Für die getreuliche Erfüllung der vertraglich festgelegten Bedingungen hatte der Vater des jugendlichen Partners – wie dies nach den Statuten der wohlorganisierten Gilde der Schwarzwälder Uhrenhändler üblich war – eine Bürgschaft von 50 rheinischen Gulden, einem Jahresverdienst, übernommen. Joseph Kirner, ausgestattet mit Kaiserlich/Vorderösterreichischem Reisepaß der Kameralherrschaft zu Tryberg auf dem Schwarzwald, erreichte New York im August desselben Jahres, um alsbald, von dort aus in Richtung Philadelphia operierend, eine rührige Tätigkeit zu entfalten.

Joseph Kirner, „hölzerner Uhrenhändler“, hatte an jenem Aprilmorgen von den Seinen Abschied genommen in der Absicht, nach Ab-

lauf der kontraktlich vereinbarten Zeit nach Furtwangen zurückzukehren – er sah die Heimat niemals wieder. Die Umstände ließen Schuhpeters Jüngsten „drüben“ seßhaft werden. Über die Stationen seines ungewöhnlichen Lebensweges wäre wohl heute nichts mehr bekannt, und sein Auswandererschicksal wäre der Vergessenheit anheimgefallen, hätten sich nicht, Generationen später, Nachkommen seiner dort gegründeten Familie aufgemacht, um nach Verwandten ihres Stammvaters, dessen als Familiendokument gehüteter und noch immer gut lesbarer Paß sie in den Schwarzwald wies, zu suchen. Dies geschah kurz vor dem Ersten Weltkrieg und so erfuhren die Nachkommen der Furtwanger Kirner, daß es seit 1869 im Staate North Carolina eine blühende Stadt gibt, die den Namen des Pioniers aus dem Kirnerhause in Furtwangen trägt, und „Joseph of Kernersville“ ist der Titel eines 1958 veröffentlichten Buches von Jules Gilmer Körner jun., in welchem der Urenkel sowohl Fakten als auch Daten aus dem Leben des legendären Einwanderers und des Kirner-Kerner-Körnerclans zusammentrug. Über das Individuelle hinaus zeigt sich hier im Familiengeschichtlichen etwas Allgemeingültiges, Typisches: Im amerikanischen melting pot kommt, innerhalb des deutschen Blutanteils, dem aus Schwarzwälder Provenienz eine kräftige Präsenz zu. Unmittelbare Abkömmlinge Joseph Kirners, über nunmehr sechs Generationen hinweg, finden sich – als Kerner oder Körner – von Kalifornien bis Florida, von Texas bis Neuengland.

Mehrere Gründe mögen Joseph veranlaßt haben, seine Zukunft von der geschäftlichen Bindung an Mathias Grieshaber zu lösen und sich selbständig zu machen. Für einen jungen Mann



Joseph Kirners Paß, ausgestellt von der Obervogtei Triberg, 1785

seiner Fähigkeiten – er war wach, zupackenden Geistes und von quellfrischer Energie – boten sich in Amerika umfassendere Möglichkeiten als die in seinem Überfahrtskontrakt vorgegebenen. Er hatte sein Handwerk gründlich gelernt und er war gewillt, Neues hinzuzulernen. Kurz – er löste nach Ablauf seiner Frist ordnungsgemäß seine Verpflichtungen als Gesellschafter, übergab Stelle samt Fundus an Paulus Dold und einen gewissen Armand Pfister, arbeitete in eigener Regie als Uhrenspezialist und Kaufmann, blieb gleichwohl noch für Jahre in geschäftlicher und freundschaftlicher Verbindung mit den früheren Partnern. (Briefe und Berichte hierüber sind noch vorhanden; sie verdienen im Zusammenhang mit der Geschichte des Uhrenhandels eingehendere Betrachtung.) Danach, im Jahre 1796, kaufte der „Clock and

Watchmaker“ Joseph Kirner aus Furtwangen runde 200 acres (Morgen) gutes Land in North Carolina. Die Akte bezeichnet es als zur Siedlung Friedland gehörig und auf beiden Seiten des Muddy Creek im Quellgebiet des Yadkin River gelegen. Geschäftliche Überlandfahrten bis nach New Orleans hinunter hatten ihn zuvor zu verschiedenen Malen in diese Gegend North Carolinas geführt, und vermutlich war in ihm, als er die deutschen Siedler im sog. Wachovia-Gebiet kennenlernte, das Gefühl des Sichzuhaussefühlens aufgekeimt. Die Leute waren ehrlich, fleißig und freundlich und sie hatten, gleich ihm, die harte Bewährungsprobe, sich im fremden Lande zu behaupten, hinter sich. Hier waren, ähnlich wie in Pennsylvanien, sozial denkende christliche Gemeinschaften entstanden, hier traf er andere Einwanderer,



Altes Kirner-Haus in Furtwangen, Geburtshaus (Schuhpeterhaus)

Kirners Wohnhaus in Nord-Carolina, Tavern at the Cross Roads



darunter Schwarzwälder, Württemberger und Pfälzer, hier walteten Strebsamkeit und aufrichtiger Wille, hier wurde deutsch gesprochen. Hinzu kam unbegrenzte Toleranz in religiösen Dingen, die ihn, den Katholiken, nicht nur anerkannte, sondern gastlich willkommen hieß. Joseph fand Aufnahme im Hause eines Landsmannes, Michael Vogler, und trat der Friedland community bei, unweit Salem, wo sich der Sitz der Bruderschaft befand.¹⁾ Zu Josephs Entschluß mag auch die Überlegung beigetragen haben, daß er, als nachgeborener Sohn, kaum jemals die Aussicht haben würde, in Deutschland Grundbesitz zu erlangen. Hier in der Neuen Welt war ihm Gelegenheit geboten, mehr davon zu erwerben, als die Leute zuhause sich vorstellen konnten. Hier in der Neuen Welt – George Washington war gewählter Präsident, N. C. hatte die Verfassung ratifiziert – schien ferner die Gewähr für friedliche Entwicklung gegeben, anders als im unruhigen Europa, das noch für lange Zeit von den Folgen der französischen Revolution verunsichert sein würde. Mit dem Landkauf löste sich der jetzt 26jährige Kirner von seiner Vergangenheit, ohne jedoch die briefliche Verbindung mit der Heimat abreißen zu lassen. Und – über Generationen hinweg wurden von den Nachfahren deutsche Dokumente und Briefe verwahrt. (Seine Briefe nach Deutschland fielen leider der Ordnungsliebe einer Verwandten späterer Zeit zum Opfer.)

Joseph Kirners nächster Schritt zur Seßhaftmachung war – 1797 – seine Verehelichung mit Christinia Kastner, Enkelin Adam Spachs. 1798 wurde Johann Frederick geboren, 1799 Salome und 1805, als drittes Kind, Philipp.

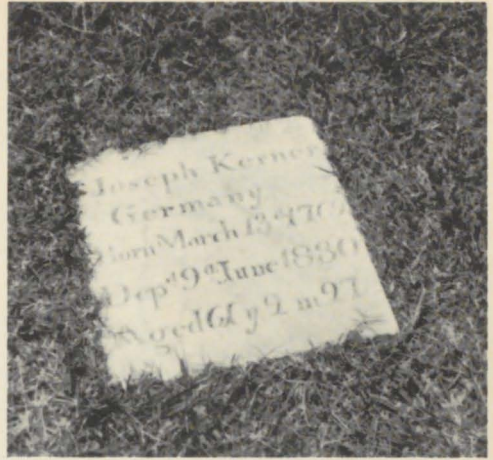
Die Jahre nach seiner Heirat sahen Joseph Kirner mit wachsendem Erfolg tätig, sowohl in seinem Gewerbe, das er fortan in Vereinbarung mit seinem alten Weggefährten Paulus Dold auf Commissionsbasis oder als Uhrmacher auf eigene Rechnung betrieb, als auch in mancherlei anderer Unternehmung; binnen weniger Jahre hatte er sich eine feste Existenz geschaffen. Es ist weiter zu berichten, daß der junge Mann, an

seiner Umgebung und ihrem Alltag hellwachen Anteil nehmend, bald steigende Wertschätzung erlangte; man lobte seinen Fleiß, sein faires Wesen, seinen Scharfsinn, seine Hilfsbereitschaft. So war es nicht verwunderlich, daß ihn die Gemeinschaft verschiedentlich mit Aufgaben betraute, die Urteilsfähigkeit und verantwortungsfreudiges Handeln voraussetzten. (Der 30jährige wurde z. B. im Jahre 1800, mit allen Vollmachten ausgestattet, über Land geschickt, um geschäftliche Transaktionen zu regeln.) Wie der Name vermuten läßt, war Josephs Erwählte ebenfalls deutschen Blutes. Geboren in Königsbach (Baden-Durlach) war ihr Vater Anton nach Broad Bay, Maine, gekommen. Das Jahr 1769 fand ihn unter den Schiffbrüchigen, die von Boston aus mit gesamter Habe North Carolina angesteuert hatten und nur das nackte Leben retten konnten. Aus der im Gebiet der Moravian Mission von den Broad Bay – Leuten errichteten Siedlung erwuchs im Laufe der folgenden Jahre der Ort Friedland. Anton Kastner, verheiratet mit Maria Spach, betrieb eine Getreide- und Sägemühle; er war, von ungewöhnlichen Körperkräften und vitalem Wesen, ein Mann, auf den man hörte. Während des Unabhängigkeitskrieges hatte er als Reitersoldat gegen die Engländer zu kämpfen und stand im Rufe eines verwegenen Haudegens. Der Bericht über seinen Lebenslauf liest sich wie Saga aus alter Zeit; die Kastner-Story besagt u. a., daß er, zum dritten Male Witwer geworden, eine Quäkerin heiratete und deswegen bei der Moravian Gemeinschaft in Mißkredit geriet. Indessen wurde er dem Salemer Church Diary zufolge, obwohl zuletzt „among the Quakers“ lebend, doch auf dem „God's acre“ zu Friedland bestattet. Er hinterließ 11 Kinder; einer seiner Erbanteile wurde seiner Tochter aus erster Ehe, „wife of Joseph Körner“, vermacht. Dies geschah im Jahre 1817; im selben Jahr erwarb Joseph, jetzt 48, die Besitzung „Cross Roads“, das Gebiet, auf dem in raschem Wachstum der Ort „Kernersville“ entstehen sollte.

Welche Meriten waren es, die eine Nachwelt

veranlaßten, einem einfachen Einwanderer aus dem Schwarzwald die Ehre zu geben, seinen Namen auf der Landkarte der Vereinigten Staaten zu hinterlassen? Joseph Kirner – der Familienname wurde noch zu Lebzeiten des Dynastiebegründers von der Aussprache her angliert und, im amtlichen Schriftverkehr, wieder auf deutsche Schreibweise zurückgeführt: aus dem Furtwanger Kirner wurde ein Kerner oder auch Körner – war weder Politiker noch Wissenschaftler, noch half er irgendwelche Schlachten oder Scharmützel entscheiden. Er war lediglich outstanding als Persönlichkeit, ein Mann der hart arbeitenden und oft Entbehrungen erduldenen Bevölkerung, Katholik in einer Brüdergemeinde der Neuen Welt, ein rastloser Mühlengeist, der nie die Hände in den Schoß legte; er war ein Mann, der sich bietende Chancen zu nützen verstand und nie bereit war, den Weg geringsten Widerstandes zu gehen, ein Planer mit Phantasie und Hartnäckigkeit. Was ihn darüber hinaus auszeichnete, war seine stete Bereitschaft, Aufgaben für die Gemeinschaft zu fördern, die ihn aufgenommen hatte. Ohne jemals zu spekulieren, fand er mit Sicherheit den Weg, der den Seinen und den Familien seiner neuen Heimat zu Wohlstand verhalf. Und – er hatte jenen harten Kern der Menschen aus karger Herkunft, der ihn, der sich übergangslos aus der Kindheit in ein volles und abenteuerliches Mannesleben hineinfinden mußte, davor bewahrte, jemals mit sich selbst Mitleid zu haben. Er besaß, ganz ausgeprägt, den Instinkt der Wäldler, die, wenn sie die Aufgabe ihres Lebens gefunden haben, unbeirrt und geradlinig vorwärtsschreiten.

Der Platz „Cross Roads“, der von 1817 bis zu seinem Lebensende Joseph Kirners Wirkungsstätte blieb, hatte schon eine Geschichte, bevor die dort befindliche Taverne, Poststelle und Pferdestation ihren Besitzer wechselte. Hier trafen sich ehemals die Pfade schweifender Indianer, der Catabaws, Shawnees und Cherokees; hier kreuzten sich seit langem wichtige Verkehrslinien für Bespannte, Berittene und Überlandgänger in Nord/Süd- und Ost/West-



Joseph Kirners Grab

richtung². Als, 1791, George Washington Salem besuchte, stand Joseph unter der von überall herbeigeilten Menge, nicht ahnend, daß der Ort, an dem der Präsident „for lunch“ abgestiegen war, später einmal ihm gehören würde und im Schoß kommender Jahre lag noch verborgen, daß eben dieser Platz dereinst das Zentrum einer nach ihm benannten Stadt werden würde. Jedenfalls, als Joseph Kirner 26 Jahre danach das gesamte Gebiet einschließlich aller Baulichkeiten übernommen hatte, galt die wichtige Straßenkreuzung bald allgemein als „Kerner’s Cross Road“.

Der Kauf machte Kirner zum Besitzer von über 1000 Morgen guten Plantagenlandes, eines zentralen Gebietes mit offenem Gelände von uranfänglichen Waldbeständen, mit Quellen und Wasserläufen, im „anmutigsten Land unter dem Gewölbe des Himmels“. Rechnet man hinzu, daß er an seinem bisherigen Wohnort bereits mehrere hundert Morgen besaß, so kann man sich einen Begriff vom Umfang der Aktivitäten machen, die Josephs Pionierleben fortan ausfüllten. Nachdem er an jenem grauen Novembermorgen mit seinem ganzen Hausstaat – es gehörten auch Sklaven dazu – von Friedland nach Cross Roads gezogen war, war er zunächst allein im Umkreis von 7 Meilen, doch entfaltete



Kirche in Friedland (1770–1957)

sich bald bauliche Verdichtung, zunächst jeweils im Bereich der nach den vier Winden führenden Straßen. Joseph blieb Motor; er unternahm nichts, was er nicht in Gänze übersehen konnte, aber stetig wuchs das Werk. Er regierte es ebenso planvoll wie unanfechtbar im Sinne des Allgemeinwohls. Joseph baute seinen Kindern Häuser. War der Ort zunächst nur von Angehörigen der Kirner-Großfamilie bewohnt, so kamen in der Folgezeit mehr und mehr andere Namen hinzu. Handel und Wandel blühten, je mehr Familien, vor allem nun englischstämmige, sich Wohnsitze schufen. Jedes der drei Kinder Josephs, alle mit eigenem Hausstand, war Mitarbeiter und Mitbesitzer. Joseph selbst war, bis ins vorgerückte Alter, vielerlei in einer Person: er stand der Posthalterei vor, betrieb Taverne und Übernachtungshaus, leitete Weizen-, Mais- und Tabakplantagen, war Eigentümer eines Ladengeschäftes für die Farmer im weiten Umkreis; er baute eine Mühle mit Wasserrad und Teich, richtete eine Fabrikationsstätte für Dreschmaschinen ein, erfand selbst Vorrichtungen zur schnelleren und mühelosen Säuberung des Kornes von der Spreu;

daneben hat er nie sein erlerntes Uhrengewerbe ganz aufgegeben. Familienberichte sagen aus, daß er „unermüdlich in seiner Energie und scharfsinnig bei geschäftlicher Unternehmung“ gewesen sei.

In seinem 1789 in Philadelphia gekauften deutschen Gebet- und Liederbuch (es ist noch immer in Familienbesitz vorhanden) hat Joseph Kirner von Zeit zu Zeit Eintragungen hinterlassen. Eine davon lautet: „In Furtwangen bin ich geboren, im Himmel ist mein Vaterland. . .“ Der innerhalb der Brüdergemeinschaft katholisch gebliebene seltene Mann starb 61jährig und wurde auf dem Friedhof der Congregation in Friedland beerdigt. Das Salem Diary für den 10. 6. 1830 besagt u. a.: „ . . . Br. B. hielt die Begräbnispredigt (from Ecclesiastes 7/2) außerhalb, vor der Kirche, weil die Halle zu klein war, alle Hörer aufzunehmen . . .“

II

Die fernere Geschichte der Kirner-Dynastie in North Carolina kann an dieser Stelle nur kurz skizziert werden, soll aber doch so weit verdeutlicht sein, daß die während eines Jahrhun-



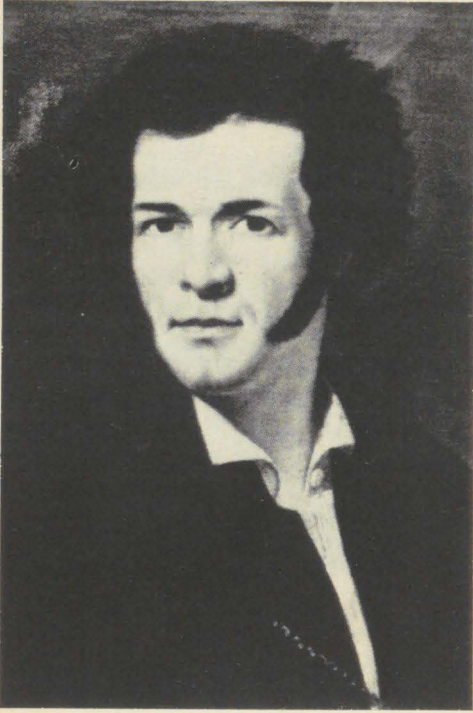
Furtwangen um 1850

derts verlorengegangene Kontinuität, die Verbindung mit Josephs Ursprungsland, wieder hergestellt wird, bzw. daß blutsmäßig bedingte Gemeinsamkeiten verwandter Sippenmitglieder in den zwei atlantikweit getrennten Welten durchscheinend werden. Die Geschichte legte, wie man weiß, im 19. Jhd. sowohl hier wie dort ein eiliges Schrittmaß an den Tag, und hier wie dort wurden die Menschen mit ihren Forderungen konfrontiert. In Joseph Kirners alter Heimat hatte der vorderösterreichische Doppeladler, dank Napoleons Taten, ausgedient. Anstatt auf amtlichen Dokumenten, ausgestellt von der „Obervogtei der V. Oesterr. Kammeral-Stadt, und Herrschaft Tryberg – wo, auch in dero angrenzenden Nachbarschaft (Gott sey Dank) ein gesund und reiner Luft regieret“, sah man ihn hinfort noch als schmiedeeisernes Schild manchen Wirtshauses. Die gesunde und reine Luft war (ebenfalls Gott sei Dank) noch wie früher, aber im nunmehr Badischen rumorte es bald von heckerischer Unruhe, und zwei Kriege schufen Veränderungen. Vergleichsweise etwa zur selben Zeit steuerten die Staaten auf die Sezessionskriege zu, den blutigen Waffengang

zwischen Sklavereiegegnern und Sklavenhaltern – unruhige Zeiten also auch und besonders für North Carolina.

In Furtwangen kam die Kirner-Linie männlicher Folge zum Erlöschen. Der Großherzogl. Badische Hofmaler Johann Baptist K. starb, 1866, unverheiratet; sein Bruder, der Portraitist Lukas hinterließ zwei Töchter im Bayerischen. Von den beiden Söhnen Benedikts blieb der eine, Cornelius, unverheiratet; der andere, Johann Baptist, wanderte aus. Die Familiengeschichte aus dem Schuhpeterhause findet ihre hauptsächlichliche Fortsetzung in den 14 Kindern Karolines, der Schwester des Hofmalers (und Nichte Josephs) in den Familien Dufner, Wintermantel, Köpfer, Pfengle. Das Kirnerhaus, ehemaliges „Schuhpeterhaus“, wurde 1857 ein Raub der Flammen, das neuerbaute ging in die Obhut entfernter Verwandter mütterlicherseits – Prima und Berta Dold – über.

In North Carolina – beide Familienzweige wußten nichts mehr voneinander – stiegen mit Josephs Kindern neue Generationen herauf, Kerner und Körner, alle von dem Ort ausgehend, der sich zur Stadt „Kernersville“ entwik-



Lucas Kirner
Selbstbildnis 1830

kelte. Neue Namen, z. Tl. bedeutsam verknüpft mit der Besiedelungsgeschichte der Neuenglandstaaten, kamen durch Eheschließungen hinzu, Namen, deren Vergangenheit vielfach eine eigene und höchst interessante, wieder nach Europa herüberführende Story beinhaltet. So liest man auf der distaff-Seite, durch Verehelichung von Töchtern zum Familienverband gehörig, die Namen Harmon, Bodenheimer, Blair, Morris, Fulton, Gentry, Sides, Matthews – danach, schon in unser Jahrhundert hineinreichend, Sharp, Shore, McKaughan, Lee, Bundy, Jackson, Gollnfield, Adkins, Donnell u. a.³

Auf den männlichen Linien, zu Kerner bzw. Körner angeheiratet, treten bis zur 3. Generation auf: Landrum, Stuart, Gardner, Gibbons, Stockton, Kittell, Flynt, Wilson, Perry, Masten, Dicks, Doggett, Jones u. a., Namen, deren frühere Träger sich ausgezeichnet hatten

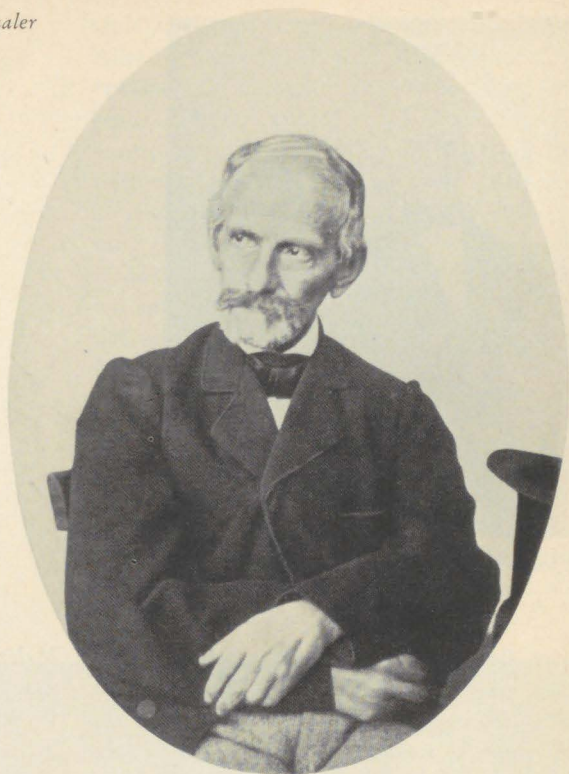
durch Leistung und Streben; durch Beharren und Wagemut. In den Nachkommen hat sich Schwarzwälder Erbgut vermischt mit angelsächsischem, irischem, walisischem, schottischem und französischem⁴). Neue Dewittgenerationen schreckten nicht zurück vor der Weite des Kontinents.

Erloschen in der Zwischenzeit ist jener Zweig, der auf Joseph Kirners Tochter Salome zurückgeht. Ihre Enkel DeWitt und Tilla Harmon starben unverheiratet, 1948 u. 1952. Die Nachkommenschaft seiner Söhne John Frederick und Philipp, denen die Aufgabe zufiel, ihre Familien durch die schweren Zeiten des Bürgerkrieges zu steuern, ist in direkter Folge verbreitet. Heute noch leben in der Stadt ihres legendären Ahnherrn aus Furtwangen, nun schon in sechster/siebter Generation zahlreiche Kerner und Körner als Namensträger.

Beide, John Frederick (1798–1883) und Philipp (1805–1875) – also Vettern Johann Baptist Kirners – wurden von einer neunköpfigen Kinderschar überlebt, ersterer mit Nancy Landrum, letzterer mit Judith Gardner und Sarah Gibbons. (Judith Gardner war durch ihren Großvater mütterlicherseits, Michael Wiesner, deutsch versippt, desgl. Sarah Gibbons durch Jakob Hine.) Unter den Abkömmlingen waren bemerkenswerte Persönlichkeiten, Ärzte, Juristen, Lehrer, Ingenieure, Unternehmer, Kaufleute, Plantagenbesitzer, Künstler. Da waren – als Kerner – Israel, Joseph E., Elias, Nathaniel, Cornelius, Richard, da waren ferner – als Körner – William, Joseph John, Jule Gilmer und Henry. Sie alle konnten, als sie zu den Vätern versammelt wurden, auf die Ernte eines arbeitserfüllten Lebens zurückblicken.

Beim Studium der Kirner/Kerner/Körner-Genalogie stößt man unwillkürlich auf Ähnlichkeiten mit den Furtwanger Kirnern und Abkömmlingen; Parallelen, nicht bloß im Phrenologischen, werden sichtbar. Auch dort befanden sich – unter den Enkeln Karolines, der Schwester der Malerbrüder Johann Baptist und Lukas, – Männer der Wissenschaft und des technischen Fortschritts (Wintermantel, Köp-

*Job. Baptist Kirner Großherzogl. Bad. Hofmaler
(1806–1866)*



*Der erzählende Schweizer Grenadier,
Genreszene von Joh. B. Kirner
(im Hintergrund der Vater des Malers,
vorne rechts die Konstanzer Malerin
Maria Ellenrieder)*





Philipp Körner u. Sohn Jule (1805–1875)



Judith Körner geb. Gardner (1807–1853)

fer). Betrachtet man die Gesichter der „drüben“ noch in Familienbesitz vorhandenen frühen Photographien und die des Furtwanger Zweiges, so stellt man unschwer den Gleichklang verwandtschaftlicher Ausprägung, wenn nicht gar Übereinstimmung fest. Besonders deutlich wird dies bei Jule Gilmer Körner (I),

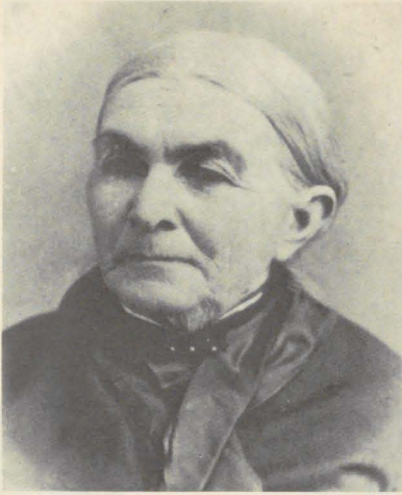
Maler und wohl berühmtester Designer seiner Zeit in den Staaten, 1851–1924, unter dem Pseudonym „Reuben Rink“ bekannt geworden; der Vergleich seines Selbstbildnisses (1874) mit dem von Lukas Kirner (1830) oder dem des jugendlichen Johann Baptist Kirner (1823) besagt mehr als Worte auszudrücken vermögen.

DeWitt Harmon (1865–1948)



Tilla Harmon (1868–1952)





Sarah Körner geb. Gibbons (1826–1922)

(Jule Gilmer Körner, verheiratet mit Polly Alice Masten, wurde der Vater des Verfassers o. erwähnter Familienchronik. Dieser Enkel Josephs, Künstler von Rang, Individualist mit ausgeprägten Charakterzügen, ebenso ideenreich wie geschäftstüchtig, nützte sein Können zu sensationellen Erfolgen. Er verließ die Richtung akademischer Malerei und betrieb angewandte Kunst, Werbegraphik großen Stils, dies mit solchem Instinkt für zeitgemäßen Bedarf, daß sein Pseudonym über die Staaten hinweg bekannt wurde. Ohne Übertreibung kann er als einer der Begründer des amerikanischen advertising – das Reklamegeschäft steckte damals noch in seinen Anfängen – bezeichnet werden. Jules erster durchschlagender Erfolg war „Bull Durham Tobacco“, ein mehrere Meter hohes Mauerbild, das, in Variationen, bald in vielen amerikanischen Städten nicht mehr zu überse-



sitzend:

Jule Gilmer Körner, sen.

(„Reuben Rink“), 1851–1924

stehend von rechts:

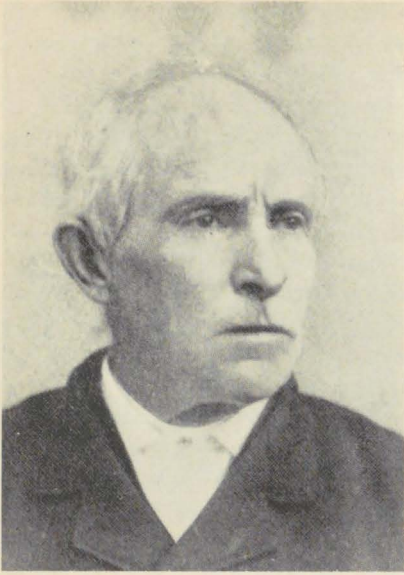
Henry Clay Körner 1865–1927

Jule Gilmer Körner, jun. 1887–1968

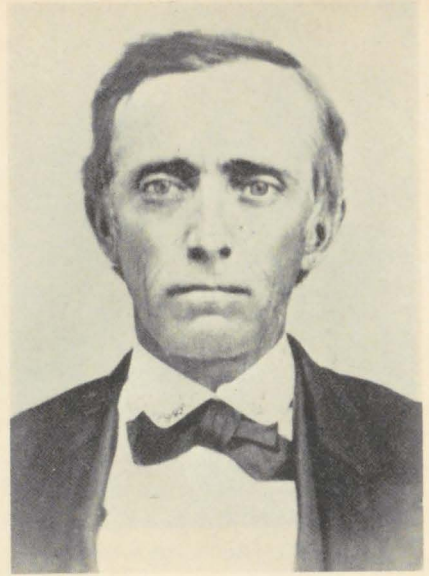
Philipp Lafayette Körner,

(Sohn von Henry),

geb. 1893

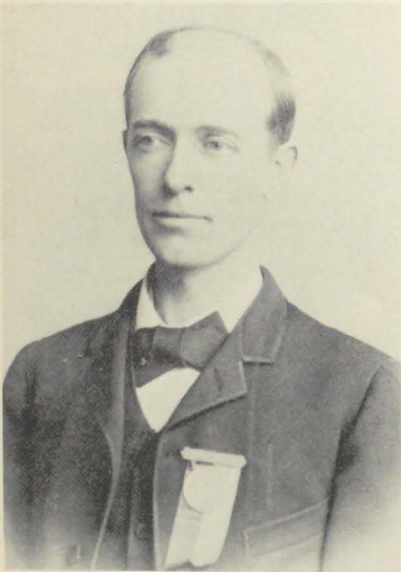


Dr. Elias Kerner (1826-1907)



*Nathanael Macon Kerner
(1829-1890)*

*Robah Bascom Kerner
(1859-1893)*



hen war. Zusammen mit seinem Bruder Henry gründete er später die „Reuben Rink Decorating Campny“.

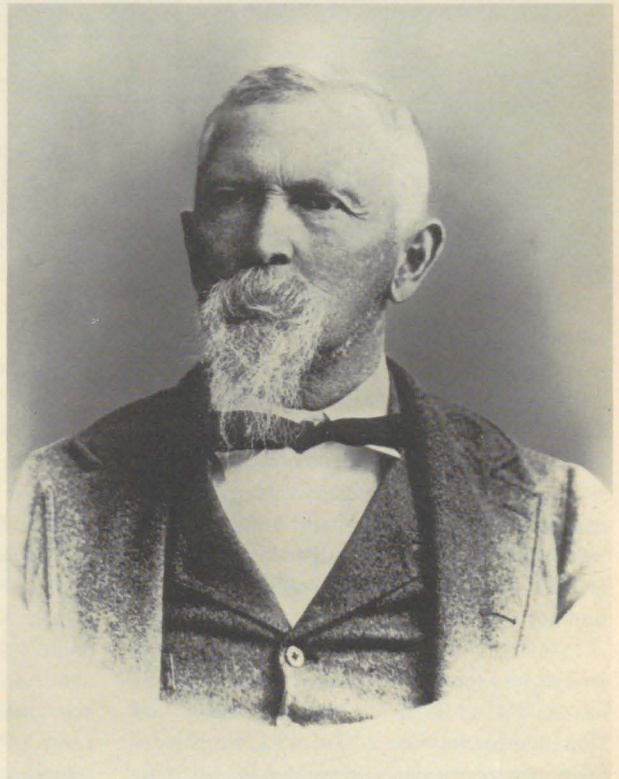
Die Entwicklung des Ortes Kernersville wurde, auch noch, als längst andere Siedlerfamilien hinzugekommen waren, maßgeblich von den Kindern Josephs, des Stammvaters, bestimmt. Junge Leute zogen aus nach Indiana, Ohio und Pennsylvanien, um dort zu lernen; sie kehrten mit College- und Hochschuldiplomen zurück, um ungesäumt ein tätiges Leben aufzunehmen. Andere kamen nur noch besuchsweise wieder, aber der Zusammenhalt des Clans blieb beträchtlich. Beim Bau von Magistratsgebäude, Schule und Kirche, von Schienenwegen und Straßen usw. usw. waren Nachkommen Josephs beteiligt und sei es nur, daß sie das Bauland zur Verfügung stellten. Ein Zeitungsartikel von 1888 (by Prof. T. E. Whitacker of Oak Ridge) stellt fest, daß von den rund 900 Einwohnern der Stadt Kernersville mehr als 500 Abkömmlinge Joseph Kirners waren.



*Richard Philipp Kerner
(1839-1925)*

Neben mancherlei Tätigkeiten auf vielerlei Sektoren waren viele der Kerner-Körnersprößlinge zeitlebens auf irgend eine Art dem Musischen verpflichtet. Jule Gilmer's Familie organisierte, 1894, das erste Orchester in Kernersville, desgleichen schufen sie das erste Kleine Theater in Amerika mit beachtlichen Aufführungen in ihrem – ob seiner Originalität und Ausstattung – weitem berühmten Haus. Es ist beispielsweise auch bezeichnend, daß von 6 Mitgliedern der Moravian Church Band (um 1885) 5 den Namen Kerner trugen. Henry Clay Körner, Maler und aktiver Musiker, war lange Zeit Orchesterleiter. Bei seinem Begräbnis (1927) erklang – in Erfüllung letzten Wunsches – Händels Largo in dem von ihm ausgestalteten schlichten Feierraum der Gemeindekirche.

Joseph John Körner (1841-1920)





*Kernersville Moravian Church Band, um 1895.
 von rechts: Henry Clay Körner, Carl Kerner, David P. Kerner, James F. Kerner,
 Kerr Pepper, vorne mitte: Percy D. Kerner*

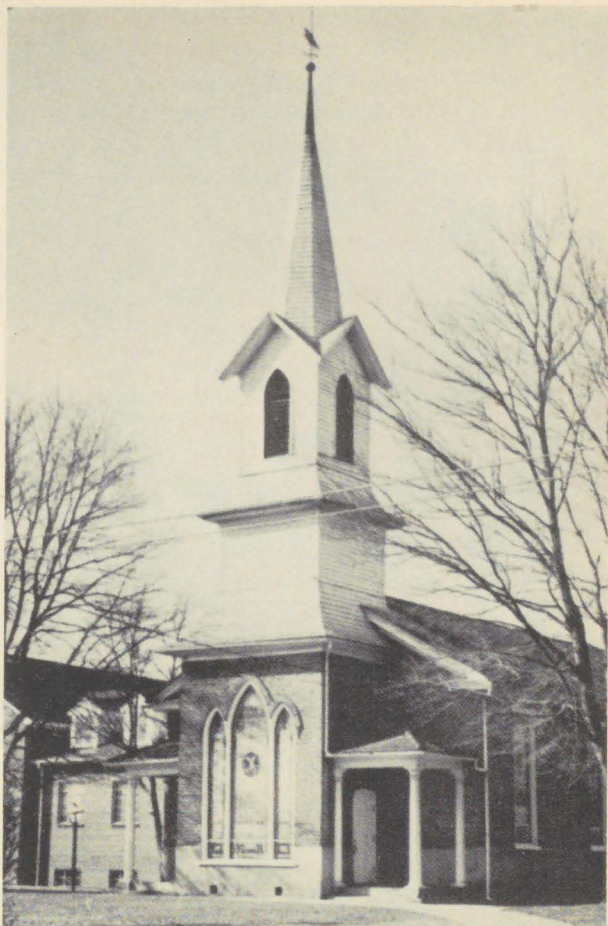
III

Joseph Kirner fand, an den Blue Ridge Mountains entlangwandernd, die ihn an die fernen Berge seiner Heimat erinnern haben mögen, in den Weiten und Hügeln Nord Carolinas das „Gelobte Land“, ein Land, dessen rote Erde tatsächlich Milch und Honig spenden konnte, jedoch nur dem, der zu Hingabe gewillt und zur Arbeit entschlossen war. Für den aus der räumlichen Beengtheit und Unruhe Europas Gekommenen war es das Land der Erwartung mit fruchtbaren Fluren, üppigen Wäldern und rinnenden Wassern. Es war Land unter südlicher Sonne, Land mit allen günstigen Voraussetzungen; kaum berührte Wildnis war bereit, Einsatz und besonnene Tatkraft zu lohnen.

Joseph und seine Abkömmlinge eignete offenbar ein hoher Grad von Schönheitsliebe und Sinn für ethische Werte. Noch zu Lebzeiten des Stammvaters wurden entlang der Hauptstraße

der jungen Siedlung, von der nördlichen bis zur südlichen Begrenzung, Bäume angepflanzt, Ulmen, die im Laufe der Jahrzehnte zu einer einzigartigen Allee heranwuchsen. Ihre mächtigen, hohen Wipfel wölbten sich über die Fahrbahn, von der aus Abzweigungen zu den stattlichen, zwischen Bäumen eingebetteten Wohnsitzen führten. Josephs Ort zu Zeiten seiner Enkel bot so, inmitten der Landschaft, ein schönes Bild, das in Zeitungen und Journalen jener Tage als Besonderheit gerühmt wurde. Aus der Plantage von den Piedmont Hügeln war ein Weiler geworden, der Weiler hatte sich zum Dorf entwickelt, das Dorf gewann die Ausmaße einer Stadt, ruhig und von gewisser Würde. Die meisten der herrlichen alten Bäume mußten leider im 20. Jahrhundert den Erfordernissen des Fortschritts, dem Moloch Verkehr, weichen, ebenso wie Joseph Kirners Taverne, Poststation und Wirtschaftskomplex zeitgemäßerer modernen Gebäuden Platz ma-

*Kernersville Moravian
Church (erbaut 1867)*



chen mußten. Auch hier haben – wie anderswo auch – die ethischen Erwägungen der Vorfahren hinsichtlich des Erhaltenswerten und Schönen nicht immer Schritt halten können mit der zwangsläufigen Entwicklung.

Auf den Gottesäckern von Friedland und Kernersville liegen sie begraben, Joseph Kirner aus dem Schwarzwald und seine in der neuen Heimat geborenen Nachkommen, alle die Kerner und Körner mit den biblischen Namen. Sämtliche Grabstätten sind noch vorhanden, gekennzeichnet durch die schlichten moravianischen Steinplatten, von den heute Lebenden in Obhut gehalten. Noch immer ist Kerner's Cross Roads,

die historische Straßenkreuzung, der wichtigste Verkehrsschnittpunkt in der sich ausdehnenden Stadt und noch immer stehen an der South Main Street und an der Salem Road die alten Häuser im Stile der frühen Siedler, manche noch bewohnt von Kirner-Abkömmlingen, nun schon in 6. und 7. Generation. Pulsierendes Leben erfüllt den Ort; wo sich vor 150 Jahren Josephs Plantagenland erstreckte, steht eine nordkarolinische Stadt mit Industrieanlagen, öffentlichen Gebäuden, Schulen, Geschäften und Wohnvierteln. Man möchte dieser Stadt, deren Einwohner stolz sind auf ihre Herkunft, wünschen, daß es ihr gelingt, ihre gediegene Ei-



Hauptstraße Kernersville, N.C., um 1909

genart im inzwischen machtvoll herangewachsenen City-Dreieck Greensboro/Highpoint/Winston-Salem zu bewahren. Indes – das Erbe der Vergangenheit ist – in unserer Gegenwart – noch so lebendig, daß es Substanz für fernere Zukunft bilden kann.

Die Geschichte Joseph Kirners, des Schwarzwälders in North Carolina, klingt in unsere Tage hinein: ein Lied von der immerwährenden Herausforderung des einzelnen durch das Leben und von der Bewältigung zugeteilten Geschicks.

Kerner-Reunion 1932



Als Allie Doré Körner, Urenkelin Josephs (Enkelin Philipps), im Jahre 1912 im Schwarzwald nach Verwandten forschte, gelang es ihr erst auf Umwegen, solche ausfindig zu machen. Sie hat später über ihre abenteuerliche Suche einen interessanten Reisebericht in den „Kernersville News“ veröffentlicht, Joseph Kirners Paß aus dem Jahre 1785 führte sie schließlich doch richtig nach Triberg. Ihre Schilderung fährt an dieser Stelle fort:

. . . und die Leute sagten mir, ich sollte nicht hier, sondern in Furtwangen, einer 15 Meilen entfernten Stadt, nach Kirnern suchen.

Am nächsten Morgen um acht Uhr wartete ich auf die Diligence. Ich wußte nicht, was das war, aber man hatte mir gesagt, darauf zu warten und so wartete ich. Straßenabwärts hörte ich durchdringendes Hornsignal und Getrappel von Pferdehufen; vor dem Hotel fuhr nichts weniger als eine richtige Postkutsche vor. Der Postillon saß vorn auf hohem Sitz und schwang eine große lange Peitsche über seinem Viererzug. Ich war freudig erregt und kletterte hinein. Die anderen Fahrgäste waren Einheimische; die Fahrt schien ihnen nichts Ungewöhnliches.

Viele Meilen später gab das kleine Horn eine wilde Tonfolge von sich und wir hielten neben einem Gasthaus an. Der Fahrer lieferte einen Postsack ab. Ich streichelte die Nasen der Pferde und fütterte ihnen Gras, während ich des Postillons hohen Platz betrachtete. Dieser war zweisitzig gebaut und war wie eine Opernloge, um die Szenerie zu beobachten. Ich brauchte nicht lange: Als der Fahrer zurückkam, saß ich bequem oben auf seinem Thron. Ich versuchte zu erklären, aber er schüttelte den Kopf; er verstand kein Wort. Schließlich lachte er und ich lachte, und dies klingt gleich in allen Sprachen. Er knallte mit seiner Peitsche einen Extraschwung, der bis an die Nasen seines Vordergespanns reichte. Ich denke, er wollte zeigen, was er konnte. Es gab weiße und gelbe Gänseblümchen, roten Mohn und Meilen von Tannen und Fichten längs der Straße. Landleute waren unterwegs in farbigem Tracht; sie trugen Gebetbü-

cher, denn es war Feiertag und die Kirchen füllten sich mit Leuten.

An einem anderen Haltepunkt kehrte der Fahrer von der Gastwirtschaft zurück mit einem großen Packen, den er auf das Kutschendach hob. Es machte mich herzkrank zu sehen, daß es ein Reh mit wundervollem Gehörn war, auf der Jagd getötet von einem Mann, der soeben in die Kutsche stieg. Es schien mir ein Verbrechen, solch ein prächtiges Geschöpf umzubringen. Das Gehörn klopfte gegen das Wagendach, während wir so dahinfuhren, und ich konnte nicht mehr lachen. Dann war die Fahrt zu Ende und wir fuhren nach Furtwangen hinein, die gepflasterten Straßen hinunter, sahen den Marktplatz, gesäumt von alten Häusern, das Rathaus und schließlich mein Hotel, das „Grieshaber, Zum Ochsen“, ehrwürdig wie die alten Hügel, aber blitzsauber vom deutschen Scheuern.

Wieder traf ich den Bürgermeister, und wieder suchten wir in alten Berichten. Ich stieg den Hang zum alten Friedhof hinauf und fand die Gräber meiner Ahnen. Ich wußte, sie waren die richtigen Kirner, weil die Vornamen dieselben waren wie in Kernersville und die Daten stimmten. Da war ein Grabmal mit einer lebensgroßen Büste von Johann Baptist Kirner, der Hofmaler in München und bekannter Künstler gewesen war. Ich traf den Pfarrherrn, der freundlich und wohlwollend war und wir forschten in den Kirchenbüchern. Es gab keine lebenden Kirner oder Kerner oder Körner in Furtwangen, ausgenommen einen gewissen Cornelius, einen betagten Junggesellen auf seinem Totenbett. Ich konnte ihn nicht sprechen.

Was sollte ich tun? Ich verbrachte drei fruchtlose Tage und nahm die Kutsche zurück nach Triberg; ich war froh, ins Hotel Wehrle und in seinen Garten zu kommen. Ich konnte es nicht ertragen, abzureisen, ohne meine Mission erfüllt zu haben und zögerte zwei weitere Tage. Da kam für mich die Wende: ein Brief erreichte mich aus Furtwangen, signiert von Marie Wintermantel. Er besagte: „Ich habe von Ihrem Besuch in Furtwangen gehört. Meine Großmutter



Allie Doré Körner
(spätere Mrs. Donnell)
geb. 1889

war Karoline Kirner. Bitte kommen Sie zurück – wir freuen uns, wenn Sie uns im alten Kirnerhaus besuchen . . .“

Ich konnte kaum die Postkutsche abwarten, mich hinzubringen. Ich stand vor einem alten Haus, an einer abwärtsführenden Straße. Dieses Haus schien ein wenig größer als die anderen, und es hatte eine gewisse Würde. Ich klopfte an der Tür, und schnell wurde sie geöffnet. Ich stand meiner Verwandtschaft gegenüber: Marie und Olga Wintermantel waren da mit ihrer Mutter, um mich zu begrüßen. Es war ein hoher Moment in meinem Leben, und ich werde ihn nie vergessen.

Ich schaute mich um im großen Wohnzimmer und da, an den Wänden, hingen Bildnisse der Familie, gemalt von Lukas Kirner. Diese Kirner-Leute, die ruhig auf mich herabsahen, hatten Züge, Gestalt und Persönlichkeit der Ker-

ner/Körner in Kernersville. Mir war, als ob ich auf meine Vettern, auf viele meiner Tanten und Onkel hinsähe. Es war erstaunlich, unglaublich!

Ich verbrachte glückliche Stunden in dem Haus. Mit einer Mischung von Deutsch, Französisch und Englisch rekonstruierten wir unsere Vergangenheit, und, das beste von allem, wir wurden gute Freunde. Ich trank Tee aus Porzellan, das einer Ur-Ur-Großmutter gehört hatte. Ich besuchte die Häuser der anderen Verwandten, die noch Kirner auf weiblicher Linie waren. Sie müssen über mich und die Familie, die Joseph in Amerika gegründet hatte, verwundert gewesen sein. Im Grunde war die Wiedervereinigung für sie eine größere Überraschung als für mich. Meine Beschreibung von Kernersville und unseren Leuten fiel nicht allzu befriedigend aus, bestand meistens aus einem Gestammel von

Sprache und Pantomime. Aber ich wurde aufrechtig und warm aufgenommen. Schließlich – ich hatte Bilder, die vielerlei bewiesen und ich hatte Josephs Paß.

Ich wanderte über die Höhen und durch die Straßen der alten Stadt Furtwangen und fühlte, daß ich auf geheiligtem Grund war. Eines Ta-

ges, als ich vor dem Portrait Karoline Kirners als junger Frau stand, kam Marie neben mich, nahm meinen Arm und sagte „Du siehst aus wie sie“. Plötzlich fühlte ich mich zuhause und ich wußte, daß ich meine Mission erfüllt hatte.⁵⁾

Allie Doré Körner

¹⁾ Bethabara zuerst, danach Bethania, Salem und Friedland waren Siedlungen der Moravians, so genannt nach den vorreformatorischen Begründern ihrer Kirche, den böhmisch-mährischen Brüdern, deren Glaubensüberzeugung in der nachreformatorischen Zeit von den Herrenhutern (Nikolaus v. Zinzendorf) repräsentiert wurde.

²⁾ Caleb Story, schottisch/irisch, siedelte als erster aufgrund einer Landbewilligung von der Royal Colony of Carolina; später war es Davis Morrow (es geht die Fama, daß er mit vier Gallonen Rum bezahlte), danach folgte ein weiterer Ire, William Dobson. Er baute eine Herberge, eine way-side inn. Im Jahre 1813 trat Gottlieb Schober aus Salem als deren Käufer auf; von dessen Sohn Nathanael erwarb Joseph Kirner den Platz.

³⁾ Einige der Hinzugekommenen brachten ihrerseits deutschen Blutsanteil mit. Sides (Seitz) und Hine (Heine).

⁴⁾ Die Gardner-Linie z. B. vermerkt eine jahrhundertelange Reihe kontinentaler Vorfahren mit berühmten Namen, unter ihnen den ersten Gouverneur von Nan Tucket, Tristan Coffyn. (Genealogisch ist interessant, daß sich dessen Abstammung bis in die Zeit Wilhelm d. Eroberers zurückverfolgen läßt.)

⁵⁾ Marie Caroline Wintermantel (Nichte Johann Baptist Kirners) starb 1970, 96jährig, in Furtwangen, Allie Doré Körner und ihr Mann, Drewry Lanier Donnell, leben zum Zeitpunkt dieses Berichtes noch, 87 bzw. 95jährig, in North Carolina.

Literaturhinweis:

Jules Gilmer Körner, Jr.: Joseph of Kernersville, The Seaman Printery, Durham, N.C., 1958

Kernersville/North Carolina (by Hunter Publishing Co., Winston-Salem, N.C., Revised Edition July 1976)

Eheschließungen der Kirner/Kerner/Körner in N. C. bis zur dritten Generation:

I

Joseph Kirner – Christinia Kastner

II

John Frederick Kerner – Nancy A. Landrum
– Emily Stuart
Salome (Sallie) Körner – Apollos Harmon
Philipp Körner – Judith Gardner
– Sarah Gibbons

III

Israel Kerner – Elmina Perry
Joseph E. Kerner – Melissa Perry
Dr. Elias Kerner – Parthia G. Dicks
Christina E. Kerner – Reuben H. Morris
Nathanael M. Kerner – Martha E. Stockton
– Claudia A. Dicks
Paulina Maria Kerner – Robert Fulton
Dr. Cornelius Kerner – Lottie (Sallie) Kittell
Parmelia Kerner – John Gentry
Richard Ph. Kerner – Auleno Flynt
Julius S. Harmon – Marie Antoinette Körner
Rufus Harmon – Elmina Bodenheimer
Florina Eliza Körner – John Gottlieb Sides
Maria Antoinette Körner – Julius S. Harmon
William Gaston Körner – Elizabeth Wilson
Sally Harmon Körner – Tandey Matthews
Joseph John Körner – Virginia Elizabeth Doggett
Medora Cornelia Körner – William T. Blair
Jule Gilmer Körner – Polly Alice Masten
Henry Clay Körner – Anna Augusta Jones

Genealogische Übersicht der Kirner-Zweige

Kirner
in Furtwangen nachweislich ab 1595

|
Jacobus (Jakob) Kirner
gest. 1787

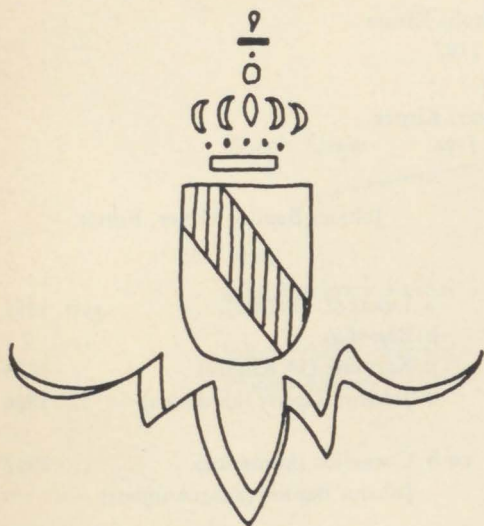
|
Petrus (Peter) Kirner
gest. 1796

Joseph Kirner, North Carolina
gest. 1830

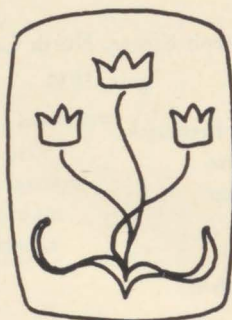
Johann Baptist Kirner, Furtw.
gest. 1835

<p>a John Frederick gest. 1883</p> <p>b Salome „ 1841</p> <p>c Philipp „ 1875</p> <p>Israel „ 1912</p> <p>Joseph E. „ 1890</p> <p>Elias „ 1907</p> <p>zu a Christina „ 1894</p> <p> Nathaniel Macon „ 1890</p> <p> Paulina „ 1924</p> <p> Cornelius „ 1907</p> <p> Parmelia „ 1917</p> <p> Richard „ 1925</p> <p>zu b Julius „ 1891</p> <p> Rufus „ 1919</p> <p> Florina Eliza „ 1881</p> <p> Marie Antoinette „ 1880</p> <p> William Gaston „ 1883</p> <p>zu c Sally Harmon „ 1919</p> <p> Joseph John „ 1920</p> <p> Medora Cornelia „ 1875</p> <p> Jule Gilmer „ 1924</p> <p> Henry Clay „ 1927</p> <p> Corwin Inscoe „ 1888</p>	<p>a Lukas (2 Töchter) gest. 1851</p> <p>b Benedikt „ ?</p> <p>c Karoline (14 Kinder) „ 1873</p> <p>d Johann Baptist (kinderlos) „ 1866</p> <p>zu b Cornelius (kinderlos) „ 1912</p> <p> Johann Baptist (ausgewandert)</p> <p>zu c Familien Dufner, Wintermantel, Köpfer, Reiner Pfrenge, Staeb, Hilden, heute in Furtwangen, Freiburg, Berlin und USA lebend</p>
--	---

Nachkommen (Kerner und
Körner) in USA, dazu
weibliche Linien



Marke der Majolika-
Manufaktur Karlsruhe



Marke des Kronberger
Ateliers Wilhelm Süss

Das Badische Landesmuseum
bereitet für 1978 eine Ausstellung von Werken der
Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe vor. Gezeigt werden sollen Arbeiten
vor allem aus den Jahren 1901 bis 1930
sowie Stücke aus dem Kronberger Atelier von Wilhelm Süss.
Das Museum wäre allen Besitzern
von Werken der beiden Betriebe
für eine Mitteilung und weitere zweckdienliche Hinweise
sehr dankbar.
(Anschrift: Badisches Landesmuseum, 7500 Karlsruhe 1, Schloß. Fernruf
0721 / 26921)

Keramiken von Hans Thoma, Wilhelm Süs und Karl Maximilian Württenberger

Ausstellung im Hans-Thoma-Museum in Bernau im Schwarzwald
vom 8. August bis 17. Oktober 1976

Nach einer neuen Regelung von 1973 vergibt das Land Baden-Württemberg den bis dahin jährlich verliehenen Hans-Thoma-Preis nur noch alle zwei Jahre. Bei dieser Neuregelung wurde gleichzeitig bestimmt, das Einzugsgebiet auf ganz Baden-Württemberg auszudehnen und die Preissumme zu verdoppeln. Der Gemeinde Bernau wurde als Ausgleich für die „preislosen Jahre“ eine Ausstellung versprochen, die eigens jeweils für diesen Zweck zusammengestellt werden soll.

Nachdem vor zwei Jahren aus Anlaß des 50. Todestages von Hans Thoma eine Ausstellung seiner Werke im Hans-Thoma-Haus in Bernau stattgefunden hat, zeigt die neue Bernauer Ausstellung Hans Thoma als Keramiker zusammen mit seinen Keramik-Kollegen Wilhelm Süs und Karl Maximilian Württenberger.

Bei der Eröffnung obiger Ausstellung hielt Prof. Dr. Ernst Petrasch vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe folgende Ansprache:

Werte Festgäste,
liebe Bernauerinnen und Bernauer

Den Plan zu dieser Ausstellung, die wir heute im Hans-Thoma-Museum eröffnen, hat das Badische Landesmuseum Karlsruhe mit ganz besonderer Freude aufgegriffen. Denn wir glauben, daß gerade das Badische Landesmuseum in der Reihe der Hans-Thoma-Tage als Mitwirkender nicht fehlen darf; wir freuen uns daher, mit dieser Ausstellung nun zum 28. Bernauer Festtag unseren Beitrag leisten zu können. Drei Gründe darf ich hier vor allem nennen, die uns zur Veranstaltung dieser Ausstellung bewogen haben: Und zwar als erstes, das – wie wir meinen – besondere Thema dieser Aus-

stellung. Von gleicher Besonderheit sind aber ebenso Ort und Zeitpunkt unserer Ausstellung. Lassen Sie mich mit ein paar Sätzen etwas näher andeuten, worin nach unserer Auffassung das Besondere dieser Ausstellung beruht: Zum Ausstellungsthema – über das noch eingehender zu sprechen sein wird – darf zunächst folgendes festgestellt werden: Das malerische und graphische Werk von Hans Thoma – in vielen in- und ausländischen Galerien mit zahlreichen Beispielen vertreten und durch Sonderausstellungen und Veröffentlichungen weithin bekannt – hat seit langem seine Liebhaber und Bewunderer gefunden. Hingegen sind die ebenso volkstümlichen, freilich etwas bescheideneren und in weitaus geringerer Zahl erhaltenen keramischen Arbeiten des Künstlers, von welchen das hiesige Museum einige schöne Proben besitzt, bei einem breiteren Publikum bislang nahezu unbekannt geblieben.

Es erschien uns daher als eine längst fällige und lohnende Aufgabe, diese noch wenig bekannte Seite des künstlerischen Schaffens von Hans Thoma zum Thema einer Ausstellung zu wählen. Unsere Ausstellung hier in Bernau – wenn ich das gleich noch hinzufügen darf – kann für sich in Anspruch nehmen, überhaupt die erste zu sein, in der eine größere Zahl von Keramiken Thomas interessierten Kunstfreunden dargeboten wird. Das gleiche trifft auch für das keramische Schaffen von Wilhelm Süs und für Karl Maximilian Württenberger zu, den mit Thoma befreundeten Künstlern, die in unserer Ausstellung ebenfalls mit einer Auswahl ihrer Keramiken vertreten sind.

Was nun den Ort und Zeitpunkt für die Veranstaltung unserer Ausstellung betrifft, so haben wir die Wahl in der Gewißheit getroffen, daß



Wandteller mit Harpyie
Signiert: H. Th, nach 1910. Durchmesser 38 cm
Badisches Landesmuseum Karlsruhe

sich wohl kaum eine adäquatere Stelle dafür anbietet, als die Räume jenes Museums, das den Namen unseres Künstlers trägt; und wir sind ebenso überzeugt, daß sich kein passenderer Termin für die Eröffnung der Ausstellung finden ließ, als der traditionsreiche und festliche Hans-Thoma-Tag in Bernau, mit dem die Heimatgemeinde alljährlich ihres großen Künstlers gedenkt. Zudem will es ein glücklicher Zufall, daß unsere Ausstellung zeitlich zusammenfällt mit dem 75. Jubiläumsjahr der Staatlichen Majolika-Manufaktur Karlsruhe, deren Gründung im Jahre 1901 ja bekanntlich auf eine Anregung von Hans Thoma zurückgeht. Hier sind zu Beginn unseres Jahrhunderts auch alle Keramiken entstanden, die wir in der Ausstellung zeigen. Neben einigen Leihgaben aus Karlsruher und

Freiburger Privatbesitz, der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe und vom Badischen Generallandesarchiv hat gerade die Majolika-Manufaktur die überwiegende Mehrzahl der Ausstellungsstücke zur Verfügung gestellt, ohne die unsere Ausstellung hätte kaum stattfinden können. In der großzügigen Überlassung so vieler wertvoller Leihgaben für die Ausstellung in Bernau sieht die Karlsruher Majolika-Manufaktur gewissermaßen eine Geste des Dankes an ihren einstigen Mitbegründer Hans Thoma; zugleich möchte sie – und ich bin befugt, dies hier ausdrücklich mitzuteilen – zugleich möchte die Manufaktur dem Geburtsort des Künstlers damit ihre Referenz erweisen. Aber wie kam es denn nun eigentlich zur Beschäftigung Thomas mit der Keramik und zu

seiner maßgeblichen Mitwirkung bei der Gründung der Karlsruher Majolika-Manufaktur? Sie fällt bekanntlich – wenn ich dies vorab ganz allgemein bemerken darf – in eine Zeit, in der die Bahnbrecher des Jugendstils um die Jahrhundertwende auch in Deutschland die künstlerisch gestaltete Keramik – die im 19. Jahrhundert weitgehend in Verfall geraten war – wieder belebt und der modernen Keramik Kunst einen bis heute anhaltenden Auftrieb verliehen haben. Aber lassen wir zu dieser Frage Thoma selbst zu Wort kommen, der uns seine ersten keramischen Versuche folgendermaßen schildert: „Im Jahre 1895, als ich noch in Frankfurt lebte, einige Jahre bevor ich nach Karlsruhe kam, verbrachte ich den Sommer in Oberursel. Dort sah ich einmal einem Töpfer, einem einfachen Hafnermeister bei seiner Arbeit zu. Ich hatte Interesse an seinem Handwerk, hab ich doch mein Leben lang gerne herumgeboselt. Das hängt vielleicht damit zusammen, daß ich aus einer Schwarzwälder Uhrmacherfamilie stamme. Ich ließ mir einen Teller drehen und herrichten, der rote Ton erhielt einen Überzug von weißem Ton, und ich kratzte auf ihm mit einem Stichel eine Zeichnung ein. Der dunkle Untergrund wurde so bloßgelegt und der Teller hierauf glasiert. Ich hatte Gefallen an der Sache und ließ mir noch einige Teller drehen . . . um sie nach meiner Art zu bemalen, was mir großen Spaß machte“.

Soweit das Zitat.

Auf einem dieser um 1895 in Oberursel entstandenen Teller begegnen wir auch jenem seltsamen, auf unserem Ausstellungsplakat wiedergegebenen Fabeltier, das mit seinen Krallen und seinem schlangenartigen Schwanz den Erdball zu umklammern versucht. Zu diesen frühen eigenhändigen Keramiken Thomas, die sich nur in ganz wenigen Exemplaren erhalten haben, zählt auch der sogenannte „Dreimaskenteller“, den das Bernauer Museum bewahrt und der auch in unserer Ausstellung zu sehen ist.

Der Maler Wilhelm Süs, der im nahen Kronberg im Taunus wohnte und mit Thoma befreundet

war, wurde durch dessen Arbeiten zu eigener keramischer Tätigkeit und zur Einrichtung einer Majolika-Werkstätte angeregt, von deren Erzeugnissen wir in unserer Ausstellung ebenfalls einige Beispiele zeigen können. Im Herbst 1900 veranstaltete das Frankfurter Kunstgewerbemuseum eine vielbeachtete Ausstellung mit Werken aus dieser Kronberger Werkstätte von Süs, für die zum Teil auch Hans Thoma Entwürfe lieferte.

Thoma selbst war bereits im Jahr zuvor einer Berufung Großherzog Friedrichs I. nach Karlsruhe gefolgt, wo er die Leitung der Gemäldegalerie und eine Meisterklasse an der Kunstakademie übernahm. Ermutigt durch ihren Erfolg in Frankfurt, veranlaßte Thoma wenig später eine Wiederholung der Ausstellung von Kronberger Keramiken im Karlsruher Kunstverein. Nicht zuletzt durch diese Veranstaltung ist es Thoma gelungen, den kunstsinnigen Regenten für seinen Plan zu gewinnen, das Kronberger Keramik-Atelier in die badische Residenz zu verlegen, um damit zur Hebung des heimischen Kunsthandwerks beizutragen.

Bereits am 1. Oktober 1901 konnte der Betrieb der neugegründeten „Großherzoglichen Majolika-Manufaktur“ in dem eigens hierfür errichteten Gebäude in Karlsruhe aufgenommen werden. Zu ihrem technischen und künstlerischen Leiter wurde Wilhelm Süs bestellt. Wir sind in der glücklichen Lage, den Besuchern unserer Ausstellung nicht nur das erste in Serie hergestellte Produkt der Manufaktur präsentieren zu können – nämlich einen farbenprächtigen Teller, der mit einem krähenden Hahn bemalt ist –, wir können diesem Erstling auch den Modellteller als interessantes Vergleichsstück an die Seite stellen, den Wilhelm Süs noch in Kronberg in etwa halber Originalgröße angefertigt hatte.

Nach Thomas ursprünglicher Absicht sollte die Manufaktur nicht als rein kommerzielles Unternehmen geführt werden, sondern die Möglichkeit zum kostenlosen Experimentieren all jenen Künstlern bieten, die an der Keramik-

kunst interessiert waren. Thoma selbst hat als freier Mitarbeiter viele Jahre hindurch zahlreiche Entwürfe für dekorative und figürliche Bildplatten, Wandteller, Uhrenschilder, Ziergefäße und Fliesen beigesteuert und zum Teil auch mit eigener Hand ausgeführt. Von Thoma stammt übrigens auch der ebenfalls ausgestellte Entwurf für das bekannte und bis zum heutigen Tag gebräuchliche Firmenzeichen der Manufaktur – es sind jene beiden, unter dem badischen Wappen verbundenen Buchstaben M, die als Abkürzung für Majolika und Manufaktur stehen. Insgesamt läßt sich sagen, daß die Mitwirkung Thomas zum frühen Ruhm und guten Ruf der Karlsruher Manufaktur wesentlich beigetragen hat. Als ein Beispiel ihres damaligen Erfolges sei hier nur erwähnt, daß Thoma, Süs und die Manufaktur für ihre hervorragenden Leistungen 1904 auf der Weltausstellung in St. Louis/USA mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurden.

Thomas Entwürfe und eigenhändigen Arbeiten, für die er ein eigenes Verfahren entwickelte und mit welchen er eine Art veredelter, aber trotzdem volkstümlicher Bauerntöpferei anstrebte, haben die künstlerische Entwicklung des Unternehmens jedenfalls bis zum Ersten Weltkrieg richtunggebend beeinflusst. Einen schmerzlichen Verlust bedeutet es, daß im letzten Krieg der phantasievolle und reiche Wand schmuck der sogenannten „Thomakapelle“ in der Karlsruher Kunsthalle weitgehend zerstört wurde, mit dem der Künstler 1909 auch sein keramisches Schaffen sozusagen krönen konnte. Freilich läßt sich bei aller Eigenständigkeit auch in seinen vielfältigen Keramiken der Maler und Graphiker Thoma nicht verleugnen. Und so manche Darstellung auf den Bildplatten und Wandtellern Thomas – vorwiegend Themen aus Religion, Sage und Mythologie – sind uns von seinen Gemälden und Lithographien her gut bekannt; daß dabei auch die Schwarzwaldlandschaft mit dem vertrauten Bild des heimatlichen Bernauer Tales nicht fehlen durfte, bedarf hier wohl keiner besonderen Erwähnung. In unserer Ausstellung haben wir versucht, auch diese mo-

tivischen Zusammenhänge wenigstens mit einigen graphischen Beispielen und Gegenüberstellungen zu belegen.

Wilhelm Süs, auch er zunächst als Maler ausgebildet, erweist sich in seinen frühen keramischen Arbeiten weitgehend von der italienischen Renaissance und ihrer typischen Fayencetechnik abhängig. Wie Süs selbst bekennt, war er „beseelt von dem Wunsche, es jenen Meistern nachzutun im Gestalten farbfrohlicher und formschöner Gefäße, nachzueifern der köstlichen rahmweißen Glasur der alten Italiener...“. Die etwas später entstandenen, abwechslungsreich geformten Vasen und Schalen, die Süs unter sichtlichem Einfluß Thomas mit zartfarbigen Puttenfriesen und zierlichen Blumengirlanden geschmückt hat, diese Arbeiten zeigen sich deutlich dem Geschmack des ausklingenden Jugendstils verpflichtet. Nach seiner Berufung zum Direktor der Mannheimer Kunsthalle im Jahre 1917 hat Wilhelm Süs sich dann kaum noch als Keramiker betätigt.

Eine bedeutende Wirkung auf die Produktion der Manufaktur, insbesondere auf dem Gebiet der künstlerischen Plastik, ist von Karl Maximilian Würtenberger ausgegangen. Der aus dem badischen Oberland stammende Bildhauer trat 1904 in den Betrieb ein, für den er zuvor schon als freier Mitarbeiter tätig war. Seine Porträts, Wandbrunnen und Reliefs – meist geschmückt mit religiösen, allegorischen und mythologischen Darstellungen von herber Strenge – bezeugen eine eigenwillige, an italienischen Renaissance-Skulpturen orientierte Gestaltungskraft. Wieder andere, gleichfalls farbig glasierte Figurengruppen, erinnern mit ihrem grotesken und zuweilen etwas derben Humor an volkstümliche Tonarbeiten. Wegen eines schweren Leidens mußte Würtenberger nach 1910 leider allzu früh seine gesamte künstlerische Tätigkeit aufgeben.

Thoma, Süs und Würtenberger – die führenden Mitarbeiter in der Gründungszeit des Karlsruher Unternehmens – haben mit ihren vielfältigen Arbeiten charakteristische Werke der Keramikkunst des frühen 20. Jahrhunderts ge-

schaffen und das damalige künstlerische Profil der Manufaktur entscheidend geprägt.

Unsere Ausstellung – in der den drei genannten Künstlern jeweils ein eigener Raum gewidmet ist – unternimmt den Versuch, einen typischen und abwechslungsreichen Ausschnitt aus der ersten Produktionsperiode des Karlsruher Unternehmens zu vermitteln und einen Überblick zu geben über die verschiedenen keramischen Techniken, Formen und Dekore, die in der Manufaktur damals Verwendung gefunden haben. Für die Auswahl und Zusammenstellung der hier gezeigten Keramiken, für die maßgebliche Hilfe bei der Vorbereitung und beim Aufbau der Ausstellung, habe ich meiner Mitarbeiterin, Fräulein Dr. Monika Bachmayer, herzlichst zu danken, die auch das Faltblatt verfaßt hat, das wir den Besuchern der Ausstellung anhand geben können.

Mit der Bitte an Herrn Bürgermeister Schmidt, diese Ausstellung in seine Obhut zu nehmen, verbinde ich meinen ganz besonderen Dank für die gastfreundliche Hilfe und Unterstützung, die unser Ausstellungsprojekt hier in Bernau von Anfang an finden durfte. Mein herzlicher

Dank gilt ebenso allen Leihgebern, die unsere Ausstellung ermöglicht haben.

Jetzt aber genug der Worte.

Wir möchten unsere Gäste nun einladen, sich mit eigenen Augen an den rund fünfzig ausgestellten Werken der Töpferkunst zu erfreuen, an den Zeugnissen eines Kunstzweiges, die ihre Hervorbringung letztlich dem experimentierenden Umgang mit den vier alten Grundelementen verdanken: Erstens der Erde als dem Werkstoff; zweitens dem Wasser, das den Werkstoff erst formbar macht; drittens dem Feuer und seiner verwandelnden Zauberkraft, und schließlich viertens der Luft, die das Feuer beim Brand nährt und lenkt. So ist das erdachte, geformte, bemalte, glasierte und gebrannte irdene Produkt Natur- und Kunstwerk zugleich – ein Dokument menschlicher Schöpferkraft. Von der Mannigfaltigkeit dieses schöpferischen Erfindungsreichtums, mit dem es geschickten Künstlerhänden immer wieder gelingt, diesem uralten Werkstoff Ton neue künstlerische Wirkungen abzurufen, von dieser gestalterischen Fülle vermag auch – wie ich hoffe – unsere Ausstellung Zeugnis abzulegen.

*Liebe Mitglieder
der Badischen Heimat!*

Haben Sie dem Landesverein Badische Heimat in diesem Jahr schon ein neues Mitglied zugeführt?

Denken Sie bitte daran und stiften Sie eine Mitgliedschaft als Weihnachtsgeschenk!

Je größer die Mitgliederzahl, desto stärker unsere Leistung.

Mit herzlichem Dank und guten Wünschen
Landesverein Badische Heimat e.V.

Auswanderung von Baden nach Rußland

Fritz Pfeil, Offenburg

Im Jahre 1799 legte der Pfarrer von Hochstetten, Christian Hess, ein „Burger- und Seelenregister“ an, das er bis 1802 führte und das von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurde. Dies Buch enthält neben einer genauen Aufstellung der einzelnen Familien mit allen Kindern und sämtlichen Daten auch interessante Ausführungen über die Auswanderung von Hochstetten nach Rußland.

In den Jahren 1809, 1810 und 1811 wanderten aus diesem Dorf zahlreiche Personen, meist ganze Familien, aus „in die Russische Provinz Taurien, die ehemalige Krim“.

Die Krim hieß im Altertum Taurike chersonesos nach dem skythischen Volk der Taurier, das auf dieser Halbinsel wohnte. Im 6. Jahrhundert v. Chr. kamen die Griechen dorthin, in der Völkerwanderung die Gothen, im 13. Jahrhundert die Tataren. Sie gaben der Halbinsel den heutigen Namen Krim = Festung. Von 1450 an kamen die Türken in den Besitz des Landes, bis es 1783 endgültig russisch wurde. Bis zum Weltkrieg lebten dort etwa 40 000 Deutsche. Die Auswanderung aus Hochstetten nach der Krim erfolgte in drei Wellen: am 1. Juli 1809, 1810 und im August 1811. Die Auswanderer sind in geschlossenen Transporten abgerückt. Am 1. Juli 1809 wanderten aus Hochstetten folgende Familien aus:

- 1) Johann Georg Ebert mit seiner Frau Margarete Nagelin und drei Kindern im Alter von 16 bis 5 Jahren.
- 2) Jakob Groh, Sohn des Burgers und Zehndknechts Georg Friedrich Groh und der Sophie Magdalena Fürnißin. Er starb am 3. Mai 1821 „in Moloschna im Taurischen Gouvernement“.
- 3) Johann Jakob Groh, Burger und Zehndknecht, und seine Frau Anna Barbara Hühnlin

mit zwei Kindern, den Zwillingen Juliana und Eva. Diesem Ehepaar waren zuvor schon fünf Kinder gestorben, das Letzte, Daniel, am 19. Januar 1809. Die Eltern waren beide 49 Jahre alt.

4) Catharina Gugenheimer geborene Weber mit ihrem Sohn Jakob. Dieser Jakob hatte sich 1790 im Alter von 20 Jahren mit Eva Heußerin verheiratet und wanderte mit seiner Familie aus. Seine Mutter begleitete ihn, 62 Jahre alt (siehe unter 5).

Hierbei findet sich folgende Anmerkung: „NB. Dieser Gugenheimer (der Mann der Catharina) ist im Jahr 1775 bößlich davongegangen und kaiserl. Soldat geworden unter K.K. Regiment Bender“. Dies geschah nach sechsjähriger Ehe, als seine Frau 28 Jahre alt war. Sie hatte nur diesen Sohn Jakob und schloß sich ihm bei seiner Auswanderung an.

5) Jakob Gugenheimer und seine Frau Eva Salome Heußerin mit fünf Kindern im Alter von 18 bis 1½ Jahren (Sohn von 4). Hier steht der Vermerk: „Dieser Jakob Gugenheimer ist nunmehr Schultheiß einer neuen Anlage, genannt Nassau“.

6) Valentin Gugenheimer, Zimmermann, und seine Frau Magdalena Hofmann (von Graben) und zwei Kinder von 8 und 9 Jahren. Fünf Kinder sind schon früher gestorben, das letzte am 21. Januar 1809.

7) Jakob Schneider und seine Frau Catharina Husser, er 62 und sie 64 Jahre alt, mit drei Kindern von 15 bis 4 Jahren. Vier Kinder sind früher gestorben.

8) Friedrich Meinzer, Sohn des Burgers, Gerichtsverwandten, Ölmüllers und Hirschwirths Daniel Meinzer und der Anna Barbara Meinzer. Ohne Jahreszahl. Nur „in Russland“.

Das sind für das Jahr 1809 fünf Familien und 26 Seelen. Damals zählte Hochstetten 96 Familien

und 355 Einwohner. Es ist etwa der 14. Teil der Bevölkerung ausgewandert.

Im Jahre 1810 wanderten „nach Katharineleuf in Russland“ aus:

1) Philipp Michael Hußer und seine Frau Margaretha Meinzer mit fünf Kindern im Alter von 12 bis $\frac{1}{4}$ Jahr.

2) Johann Philipp Meinzer und seine Frau Rosina Schmid mit drei Kindern von acht bis zwei Jahren.

Das sind für 1810 zwei Familien und zwölf Seelen.

Im Jahre 1811 wanderten aus und zwar sämtlich nach „Katharineleuf in Russland“:

1) Georg Michael Gugenheimer, Schneidermeister, und seine Frau Eva Katharine Roth mit zwei Kindern, deren jüngerer erst am 12. Januar 1811 geboren worden war. Ein ganz junges Paar, das am 3. Januar 1809 geheiratet hatte, er 29 und sie 31 Jahre alt.

2) Johann Friedrich Gugenheimer, der Bruder des Georg Michael (Nr. 1), und seine Frau Eva Rosina Meinzer, der er „noch den 5. August 1811 geheirathet“ hatte. Er war 27 und sie 30 Jahre alt.

3) Margarethe Krebs geborene Becker mit ihren noch lebenden zwei Kindern (vier sind schon gestorben). Ihr Mann Johann Friedrich Krebs war schon am 21. Februar 1796 gestorben. Sie selbst ist zur Zeit der Auswanderung 50 Jahre alt.

4) Margaretha Meinzer, die Witwe des am 6. Mai 1808 verstorbenen Gerichtsverwandten und Censors Johann Adam Meinzer, mit ihren drei Kindern im Alter von 21, 19 und 8 Jahren (fünf Kinder sind schon gestorben). Ihre Tochter Eva Rosina ist die Frau des Johann Friedrich Gugenheimer (Nr. 2).

5) Friedrich Pletsch, Schneider, und seine Frau Jakobina Seustert (von Linkenheim) mit vier Kindern von 19 bis 4 Jahren. Der Vater dieses Pletsch stammte aus „Erstatt Degenfeldischer Herrschaft“, wo er selbst auch geboren ist.

6) Johann Georg Stellwag, geboren am 21. Januar 1754 zu Liedolsheim, mit seinen drei jüngsten Kindern von 15, 6 und 5 Jahren. Er war

drei Mal verheiratet, und hatte aus diesen drei Ehen fünfzehn Kindern, von denen zwölf im jugendlichen Alter starben, das letzte am 9. März 1811, nachdem seine Mutter, die dritte Frau, schon am 26. Februar 1811 gestorben war. Stellwag war schon 57 Jahre, als er die Heimat verließ.

Im Jahre 1811 sind also sechs Familien, das sind 23 Seelen, ausgewandert. Damals hatte Hochstetten 97 Familien und 361 Einwohner. Die Auswanderer waren also etwa der 15. Teil der Bevölkerung.

Im Ganzen sind in den drei Jahren 1809 bis 1811 aus Hochstetten dreizehn Familien mit 61 Seelen ausgewandert.

Die Erinnerung an diese Auswanderung in die Krim ist noch lebendig in einem Vers:

*„Von ungefähr fünfhundert Stunden
ist ein Paradies gefunden,
das heisst Krim; –
nur der Name ist schlimm“.*

Bei dieser Übersicht fällt auf, wieviele Kinder in jungen Jahren gestorben sind und wie hoch (für jene Zeit) das Alter der Auswanderer war. Was mag sie wohl veranlaßt haben, die Heimat zu verlassen? Persönlich schweres Schicksal, das bis zur Rheinkorrektion Tullas (geb. 1770 in Karlsruhe, gestorben 1823 in Paris) äußerst schlechte Klima, widrige wirtschaftliche Verhältnisse, Einladung und Versprechungen des Zaren Alexander I. (1801–1825), der mit einer badischen Prinzessin verheiratet war, die Hoffnung „ein Paradies“ zu finden oder gar nur der Drang ins Weite? Bei manchen kamen wohl mehrere Gründe zusammen, und jeder hat seinen eigenen Grund gehabt. Jedenfalls lebten noch im letzten Krieg Hochstetter auf der Krim, wie eine Anfrage des damaligen „Amtes für das Deutschtum im Ausland“ an den Verfasser dieses Berichts, damals Pfarrer in Hochstetten, zeigte. Diese Amt erkundigte sich, ob „ein gewisser Gugenheimer“ in Hochstetten nachzuweisen sei. Diese Anfrage führte zu den oben dargelegten Nachforschungen.

Buchbesprechungen

Gerd Bender, Die Uhrmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke, Format 16,5 x 23 cm, 580 Seiten, 36 Farbtafeln und über 230 Einzelabbildungen, Ganzleinenband mit mehrfarbigem Schutzumschlag und stabilem Schuber. 1. Band DM 105,-

Als besonderes Buch ist Gerd Benders Standardwerk über die Uhrmacherei im Schwarzwald anzuzeigen. Hiermit ist die erste Gesamtdarstellung zur Geschichte der Schwarzwälder Uhrmacherei überhaupt erschienen. Von Pater Franz Steyrers Schrift „Geschichte der Schwarzwälder Uhrmacherei“ aus dem Jahre 1976 – der frühesten Darstellung über die Uhrmacherei insgesamt – bis hin zu Adolf Kistners „Die Schwarzwälder Uhr“, im Schrifttum der Badischen Heimat. Vom Bodensee zum Main Heft 31, 1926, mit 164 Seiten, ist der 580 Seiten umfassende, mit 270 meist ganzseitigen Abbildungen, davon allein 36 Farbtafeln, reich illustrierte Band von Gerd Bender, die erste auf wissenschaftlicher Basis stehende Forschungsarbeit.

Seit rund zwei Jahrzehnten hat Gerd Bender, heute 52-jähriger technischer Oberlehrer an der Staatlichen Berufsfachschule in Furtwangen, dem Sitz der historischen Uhrensammlung, aus Bibliotheken des In- und Auslandes Quellenmaterial zusammengetragen. Sollte anfangs nur die erste vollständige Bibliographie zur Uhrmacherei im Schwarzwald herausgegeben werden, so wurde im Laufe der Zeit mit diesem jetzt erschienenen Band, dem in wenigen Jahren ein zweiter folgen wird, der Grundstein gelegt, zur ersten umfassenden Monographie über die Uhrmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke.

Ausgehend von der Frühgeschichte der Schwarzwälder Uhr wird im ersten Kapitel das Ursprungsgebiet der Schwarzwälder Uhrmacherei mit den Anfängen und der Ausbreitung der Uhrenherstellung herausgearbeitet. „In dem rauch, birgig und wintrig Land, das viel Tannwald hat“, wie Sebastian Münster im Jahre 1544 in seinem Werk „Cosmographia universa“ den Schwarzwald nannte, entstanden die ersten Holzuhren Mitte des 17. Jahrhunderts, denn die Jahreszahl 1667, von Pater Franz Steyrer überliefert, erscheint sehr stichhaltig und bietet den einzigen belegbaren Anhaltspunkt, da nachweislich ein P. Peter Kalteisen in Neukirch in den Jahren 1667 bis 1670 tatsächlich amtierte. Wenn heute in den Verkaufsgeschäften für Schwarzwaldandenken „die erste Schwarzwälder Uhr“ mit der Jahreszahl 1640 verkauft wird, so ist dieses Datum keineswegs nachweisbar, sondern eine willkürlich gewählte Angabe (Gerd Bender, S. 4). Das

zweite Kapitel schildert die Entwicklung vom Hausgewerbe bis zu den Anfängen der Industrie. Dabei werden kulturhistorisch besonders aufschlußreich gerade die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Hintergründe die zur Entwicklung der Uhrmacherei führten herausgestellt und bei den „Sinierern“ und „Tüftlern“ während der langen Winterzeit auf dem hohen Schwarzwald, eben den kleinen „Häuslern“ und „Hüslibauern“ gesehen.

„Die ersten zum Verkauf hergestellten Uhren wurden von den Glashändlern vertrieben und brachten dem Hersteller bares Geld. Dies bedeutete für den damaligen Schwarzwälder Kleinbauern, der mit dem spärlichen Ertrag des kargen Bodens seine meist kinderreiche Familie recht und schlecht ernährte, eine zusätzliche und recht willkommene Einnahmequelle. Die langen und harten Schwarzwaldwinter, die in diesen Höhenlagen (um 1000 m) oft nahezu ein dreiviertel Jahr dauern, konnten mit dem Uhrenmachen gewinnbringend genützt werden. . . Für die wohlhabenden und existenzgesicherten Schwarzwälder Hofbauern war zunächst die gewerbliche Herstellung von Uhren wenig reizvoll. Aus einer interessanten Winterbeschäftigung einen Erwerbszweig zu machen, lag ihnen fern, so daß sich diese damit begnügten, allerlei Verbesserungen und Änderungen an den bisher primitiven Holzräderuhren vorzunehmen. Die Anfänge einer gewerblichen Uhrenherstellung sind also weniger bei den wohlhabenden Hofbauern zu suchen. Der Ursprung und die Verbreitung derselben liegt vielmehr bei den genannten Häuslern und Tagelöhnern, die in der Anfertigung einfacher Holzuhren nicht nur eine angenehme und interessante Winterbeschäftigung sahen, sondern darin gleichzeitig eine neue Haupterwerbsquelle entdeckten. Als Uhrmacher waren sie frei und unabhängig und konnten die Bewirtschaftung des kleinen Anwesens den übrigen Mitgliedern der Familie überlassen. Daher ist es nicht verwunderlich, daß die Frühchronisten Steyrer und Jäck gerade zwei Häusler benennen, nämlich Franz Ketterer aus Schönwald und Simon Dilger aus Urach, die nach 1720 als Erste die Herstellung von Uhren gewerblich betrieben. Die beiden Patriarchen der Schwarzwälder Uhrmacherfamilien Franz Ketterer und Simon Dilger sind somit auch die eigentlichen Begründer der Schwarzwälder Uhrenindustrie (siehe Patriarchen der Schwarzwälder Uhrmacherei, Bd. 2).“ (Zitiert aus den S. 11/12/13/14, Gerd Bender, Bd. 1, 1975, Verlag Müller, 7730 Villingen-Schwenningen, Postfach 1747.)

Neben der Lebensart der Uhrmacher wird in diesem

zweiten Abschnitt bis zu den Anfängen der Industrie, die Arbeitsteilung in der Uhrmacherei aufgezeigt, wobei nicht nur all die vielen „Spezialisten“: vom Schildbrettmacher, Schilderdreher und Schildmaler, eben die Schildmacher, die Uhrenglocken- und Uhrenrädgießer, die Tonfedermacher, Kettenmacher, Gestellmacher, Uhrenrädreher, eben die Werkzeugmacher, in Wort und Abbildungen gezeigt werden. Daß dabei gerade auch die verschiedenen Kettenautomaten und Kettenmaschinen der Werkzeugmacher in ihren Arbeitsverfahren ausführlich beschrieben und in zahlreichen Abbildungen dargestellt werden, versteht sich bei dem Techniker und dem Schwarzwälder Gerd Bender von selbst.

Bringt das – dem Umfang nach stärkste (S. 177–442) – dritte Kapitel die „Entwicklung von Form und Technik der Schwarzwälder Uhr bis zum Ende des 19. Jahrhunderts“, ebenfalls wieder umfangreiches Bildmaterial (Waaguhr, Pendeluhr, Hochzeitsuhr, Figurenuhr, Trompeteruhr, astronomische und astrologische Kalender- und Weltzeituhr, Stockuhr, Kapellenuhr, Wächterkontrolluhr, Turmuhr, Singvogeluhr und letztlich die Kuckucksuhr), so ist das Schlußkapitel den Schwarzwälder Musikwerken gewidmet. Hiermit erfahren die Schwarzwälder Spieluhren und Musikwerke erstmals eine fundierte und in sich abgeschlossene historische Würdigung. Gerd Bender arbeitet klar heraus, daß zu den Grundvoraussetzungen der Weiterentwicklung von der Uhrmacherei zur Spieluhrmacherei und den Musikwerken, neben der normalen Uhrmacherausbildung auch gute Orgelbaukenntnisse gehörten. Eine überdurchschnittliche Musikalität war darüber hinaus selbstverständlich, so daß schon aus diesem Grund die Zahl der Spieluhrmacher und Musikwerkhersteller im Schwarzwald beschränkt blieb. Nur wenige der Spieluhrmacher waren den gesteigerten Anforderungen für die Weiterentwicklung der Spieluhr zum Orchestrion gewachsen. „Wir finden daher nur die befähigsten und erfolgreichsten Spieluhrmacher oder deren Söhne unter den Pionieren des Orchestrionbaus im 19. Jahrhundert“ (Gerd Bender, S. 446).

In Furtwangen, Neustadt und Föhrenbach waren im Jahre 1843/44 die Spieluhrmacher des Hochschwarzwaldes konzentriert. Während es in Neustadt keinen Fortschritt zur Musikwerkmacherei gab, obwohl die Bedeutung Neustadts in der Schwarzwälder Spieluhrmacherei durch den um 1825 entstandenen Sepiastich einer Spieluhrmacherwerkstatt „Das Uhrenmachen in der Neustadt“ bekräftigt wurde – man darf doch annehmen, daß die damalige Auswahlentscheidung für eine Neustädter Werkstätte, repräsentativ für das Gewerbe im Großherzogtum Baden, vom Verfertiger und Herausgeber nicht grundlos und ohne Absicht erfolgt war – sind Vöhrenbachs Spieluhrmacher später fast ausnahmslos un-

ter den Orchestrionbauern wieder zu finden, und diese machten das kleine Schwarzwaldstädtchen zum Zentralort der Musikindustrie. Christian Muckle (1793–1883) und vor allem Martin Blessing (1774–1847), brachten in Furtwangen die Kunst des Musikwerkmachens zu einer seltenen Höhe und Vollkommenheit. Eine ähnliche Bedeutung wie Vöhrenbach und Furtwangen für den Orchestrionbau erlangte Waldkirch im Elztal als späterer gewichtiger Fabrikationsort für den Schwarzwälder Orgelbau durch Ignaz Bruder (1780–1845). Daneben stellt Gerd Bender auf den Seiten 480–485 den Musikwerkmacher Michael Welte (1807–1880), den Begründer der ehemals weltberühmten Musikwerkfabrik M. Welte & Söhne in Freiburg/Br. heraus.

Wenn mit diesem ersten Band in einer reichhaltigen Ausstattung an bisher unveröffentlichtem Bildmaterial aus Bibliotheken des In- und Auslandes, Museen und Archivbildern sowie aus Privatbesitz stammend, erstmals eine historisch fundierte, auf umfangreichen Quellenstudien beruhende und wissenschaftlich befriedigende Gesamtdarstellung zur Geschichte der Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihrer Werke, in einzelnen, in sich abgeschlossenen Abschnitten chronologisch und nach Sachgebieten geordnet, erschienen ist, so stellt der in Vorbereitung befindliche zweite Band ausführlich den Beginn der wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Uhrengewerbes und dessen Übergang zur reinen Industrie dar. Das zweibändige Gesamtwerk wird dem Wirtschaftshistoriker, Uhrentechniker, Museumsfachmann, Antiquitätenhändler, Heimatforscher, Volks- und Landeskundler, reich illustriert mit umfangreichen Farbtafeln und Einzelabbildungen aus Museen und Privatbesitz, Kenntnis geben von den Uhrenmachern des hohen Schwarzwaldes und ihren Werken mit ihren einst weltweiten Handelsbeziehungen und Verzweigungen. Damit erfährt erstmals ein bedeutendes Kapitel heimatlicher Schwarzwälder Wirtschafts- und Kulturgeschichte eine in dieser Vollständigkeit bisher nicht existierende vollständige Gesamtdarstellung.

(Gernot Umminger).

USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen. Beiträge und Bilddokumente. Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein e. V. Stuttgart. Redaktion: Professor Dr. Günther Haselier. Stuttgart 1976. 120 Seiten, 72 Abbildungen. DM 6,—

Der Erdteil Amerika verdankt bekanntlich seinen Namen unserem Freiburger Landsmann Martin Waldseemüller. Dieses mehr zufällige und fast kurios

anmutende Faktum steht am Anfang der Beziehungen zwischen der neuen Welt und dem heutigen Baden-Württemberg. Diese realisierten sich dann hauptsächlich auf dem Felde des Bevölkerungstausches, in dem jahrhundertlang kaum unterbrochenen Strom von Auswanderern, die aus vielfältigen, zunächst weltanschaulich-religiösen, später vor allem wirtschaftlichen Gründen ihren Weg über den Ozean suchten. Zweimal, nach der Revolution von 1848/49 und in der Zeit des NS-Regimes, fanden Bürger unseres Landes im demokratischen Amerika auch politisches Asyl. Südwestdeutsche kämpften im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1775–1783 und im Sezessionskrieg 1861–1865; der erste Exerziermeister der amerikanischen Armee, Friedrich Wilhelm von Steuben, hatte zuvor eine Zeitlang im Dienst der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen gestanden. Neubürger badischer Abstammung waren u. a. die Achtundvierziger Friedrich Hecker, Gustav von Struve und Franz Sigel, der General Nicholas Herkimer, der Germanist Edwin Carl Roedder, die Multimillionäre Astor aus Walldorf und Uihlein aus Wertheim und schließlich auch der berühmte, nicht immer vom Glück begünstigte Kalifornienpionier Johann August Sutter. Die Erfolgreichen haben zumeist auch später ihrer Heimat als Wohltäter gedacht, wie denn überhaupt im 20. Jahrhundert die Vereinigten Staaten immer mehr zum gebenden Partner für die Alte Welt geworden sind. An all dies gebührend zu erinnern bot die 200. Wiederkehr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung Anlaß. Zusammen mit dem Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart beging die Landesarchivdirektion dieses Ereignis mit einer Ausstellung, die zuerst in der Landeshauptstadt, dann aber auch in anderen Städten, so in Karlsruhe, gezeigt wurde. Der gleichzeitig erschienene Band „USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen“ hält fest, was in der Ausstellung nur zeitweilig dokumentiert wurde, und zwar nicht als Katalog, sondern als facettenreiche Zusammenstellung von Themen, für die der Leiter der Landesarchivdirektion, Profes-

sor Dr. Günther Haselier, über seinen Mitarbeiterstab hinaus weitere Experten gewinnen konnte. Das Buch, das in einem umfangreichen Abbildungsteil repräsentative Ausstellungsstücke wiedergibt, empfiehlt sich mit seinem ungewöhnlich niedrigen Preis von DM 6,- einem weitgespannten Interessentenkreis.

Werner Schulz

Vorankündigung

Stephanie Beauharnais, Adoptivtochter Napoleons I. und erste Großherzogin von Baden (1789–1860) hat durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der europäischen Geschichte eine besondere Rolle gespielt. Die von Napoleon verfügte Zwangsheirat mit dem badischen Thronfolger führte schließlich zu einer kurzen glücklichen Ehe. Der frühe Tod ihrer beiden Söhne wird vielfach mit der Caspar Hauser-Affäre in Zusammenhang gebracht. In der langen Witwenzeit widmete sich Stephanie neben der Erziehung und Verheiratung ihrer drei Töchter Kunst, Wissenschaft, sowie sozialer Fürsorge und im letzten Jahrzehnt – nachdem ihr Neffe Napoleon III. zur Herrschaft gelangt war – der deutsch-französischen Verständigung. Ihr Leben ist auch für die Städte Mannheim, Heidelberg, Rastatt (Favorite), Karlsruhe, Freiburg (Umkirch), Konstanz (Arenenberg) von Bedeutung gewesen.

Eine auf neu aufgefundenes Material gestützte, reich illustrierte Biographie der Fürstin von Rudolf Haas, Heidelberg, erscheint Ende Oktober zum Preis von DM 32,- bei der Südwestdeutschen Verlagsanstalt, Mannheim. Ausgewertet wurden über 200 bisher unveröffentlichte Briefe u. a. aus dem Familienarchiv Napoleon und der erst kürzlich vom Verfasser aufgefundenen – bisher verloren geglaubte – schriftliche Nachlaß der Fürstin, der durch Erbgang nach Ungarn gelangt war.

